

www.e-rara.ch

Trachten und Sitten im Elsass

Laugel, Anselme

Strassburg, 1902

Zürcher Hochschule der Künste

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-119185>

Viertes Kapitel. Die Vogesen.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



VIERTES KAPITEL

DIE VOGESEN

Allgemeiner Charakter der Vogesen. — Ihre ältesten Bewohner. — Der Dialekt; Sprachgrenzen. — Die Vogesenhäuser, die Bergdörfer. — Melkereien, Holzhauer und Sägemüller. — Trachten von Metzeral. — Die Weinberge; Einfluss des Rebbaues auf die Anlage von mauerumschlossenen Ortschaften. — Von Rappoltweiler nach Türkheim. — Die befestigten Kirchen.



LENKEN wir nunmehr unsere Schritte dem herrlichen Waldgebirge der Vogesen zu, so werden bald die reizend gelegenen Weinorte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, bald wiederum die industriellen Ortschaften der Gebirgstäler oder die entlegenen Fermes, die bis zu den höchsten Gipfeln hinauf über die Berge zerstreut sind. Bevor wir uns aber den Bewohnern dieser Orte zuwenden, wollen wir erst noch die Berge selbst näher in's Auge fassen und uns klar zu machen versuchen, welche Rolle sie in der allgemeinen Geschichte unseres Landes gespielt haben.

Von Weissenburg bis Belfort ändert sich der Charakter der Vogesen mehr als einmal. Im Unterelsass, bis in die Gegend von Buchweiler,

ist die Bergkette sehr breit, aber nicht hoch; sie setzt sich zusammen aus zahlreichen waldgeschmückten Hügeln, die sich wellenförmig nach dem Rhein zu langsam verlieren. Von Zabern ab kommen dagegen die steileren Abhänge, die sozusagen plötzlich aus der Ebene emporstehen, um zu recht stattlicher Höhe anzusteigen; so die Höhe von St. Johann bei Zabern, Hohbarr, der Ochsenstein. Weiterhin stossen wir auf den mächtigen Gebirgsstock des Odilienberges und noch weiter auf den Ungersberg, die Hohkönigsburg und schliesslich die Berge des Oberelsasses — auch sie alle springen als Felsbildungen aus der Ebene schroff empor, aber nur als eine Art von Widerlagern für die bedeutendsten Erhebungen, die dann hinter ihnen im Innern der Gebirgskette deren höchsten Punkte bilden. So steigen die Vogesen von Zabern bis Mülhausen, sich immer fester zusammenschliessend, zu immer grösserer Höhe an, bis sie unweit der letztgenannten Stadt mit dem Grossen Belchen bei Gebweiler (1428 Meter) ihren höchsten Punkt erreichen. Und wiederum von Zabern bis Mülhausen treffen wir der Reihe nach die grossen Gebirgstäler an, die in die elsässische Ebene münden und dem Rhein mehr oder minder wichtige Zuflüsse zuführen: wir nennen das Zornthal, das Breuschthal, das Markircher- und Weilerthal, das Wesseringenthal, das Gebweilerthal; — das sind die natürlichen Wege, die in das Innere des Gebirges führen und die Verwertung seiner Erzeugnisse ermöglichen.

Vor der Gebirgskette und parallel zu ihr erhebt sich eine Reihe von Hügeln, auf deren geologischen Aufbau nicht weiter einzugehen ist. Es mag nur soviel erwähnt sein, dass diese Hügel bei ihrer vortrefflichen Lage und nach der Beschaffenheit ihres durchgängig kalkhaltigen Bodens zum Weinbau hervorragend geeignet sind. Die ersten Weinreben sollen im Elsass von den Römern eingeführt worden sein; diese grossen Kolonisatoren hätten es demnach wohl verstanden, das von ihnen eroberte Land auch nach Möglichkeit nutzbar zu machen.

Schon mit dieser allgemeinen Beschreibung der Vogesen, mit dieser blossen Andeutung der verschiedenartigen Bilder, die ihr Anblick gewährt, ist die Schlussfolgerung nahe gelegt, dass auch die Bewohner des Gebirgslandes sehr verschieden in ihren Lebensgewohnheiten sein werden. In den Hochvogesen treffen wir die Melker an, die auf den alpinen Weideflächen der Berggipfel zahlreiche Heerden hüten, sowie eine Bevölkerung, die wesentlich von der Thätigkeit im Walde oder

von den unmittelbar mit dem Walde zusammenhängenden Industrien lebt. In den Thälern aber bewegen wir uns unter den zahllosen Arbeitern der Fabriken aller Art, die hier eingerichtet worden sind. Am Fusse oder am Abhange der Vorberge endlich laden uns die heiteren Weinorte ein, zumeist sehr malerische Ortschaften, wo alle die vortrefflichen Elsässer Weine erzeugt werden, die ihren alten Ruhm vollauf verdienen.

Es bedarf keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, dass die Vogesen seit uralten Zeiten bewohnt sind. Von Weissenburg bis Belfort schauen zahlreiche Burgruinen von den Spitzen der Berge herab. Gerade wie wir aber für die Berge selbst bemerkenswerte Verschiedenheiten festzustellen hatten, so tritt uns auch in der Anlage dieser feudalen Bergfesten eine sehr grosse Mannigfaltigkeit entgegen. Umsonst würde man im Oberelsass und in mittleren Teile der Vogesen Burgen von der Art suchen, wie sie sich in der Umgegend von Niederbronn vorfinden. Die Ruinen erheben sich auf trotzigem Felsen, und zumeist scheint der Bau keinen anderen Zweck gehabt zu haben als den, die schon durch die Gestaltung der Felsen gegebene natürliche Festung noch uneinnehmbarer zu machen. In manchen Burgen, wie im Fleckenstein z. B., hat man geheime Treppen, Gänge und tiefe Kerker in das Felsgestein selbst hinein gearbeitet; andere waren nur mit Leitern zu erreichen, da die überhängenden Felsen jedes Erklettern unmöglich machten. Es müssen recht sonderbare Wohnungen gewesen sein, und wenn man heutzutage von dem Fusse der Hügel aus den gewaltigen Aufbau dieser mächtigen Blöcke betrachtet, so ist man geradezu verblüfft bei dem Gedanken, dass hier einst Menschen ihre Zuflucht gesucht haben.

Zweifellos erklärt sich die merkwürdige Anlage dieser Felsenester daraus, dass sie ihren Bewohnern vor allem Schutz gegen feindliche Angriffe gewähren sollten. Die Leute des Mittelalters konnten den Schutz ihrer Ehre und das Geheimnis ihrer Verbrechen nur ganz treuen und sichern Freunden anvertrauen; solche fanden sie in diesen gewaltigen, unheimlichen Felsen, die unzugänglich und unbestechlich jedem Ansturm trotzten. Das erinnert unwillkürlich an das Vorgehen gewisser Urvölker, die gleichfalls ihre Behausungen in die Felsen verlegten. Wir wissen aus den Feststellungen der Prähistoriker, dass sich unsere Vorfahren Zufluchtstätten unter Felsen zurecht gemacht haben,

sei es nun, dass sie dazu die Aushöhlungen benutzten, die sich auf natürlichem Wege im Laufe der Zeiten gebildet hatten, sei es dass sie selbst mit ihren unentwickelten Werkzeugen die schwere Arbeit dieser Aushöhlungen besorgten. Später, als man bereits über bessere Arbeitsmittel verfügte, hat man vollständige Wohnungen aus dem Felsgestein heraus gehauen, wovon wir auch heutzutage noch einige Beispiele besitzen: im Graufthal wohnen ganze Familien als moderne Troglodyten in einer Art von geräumigen Löchern, die tief in die Felsen eingegraben sind.

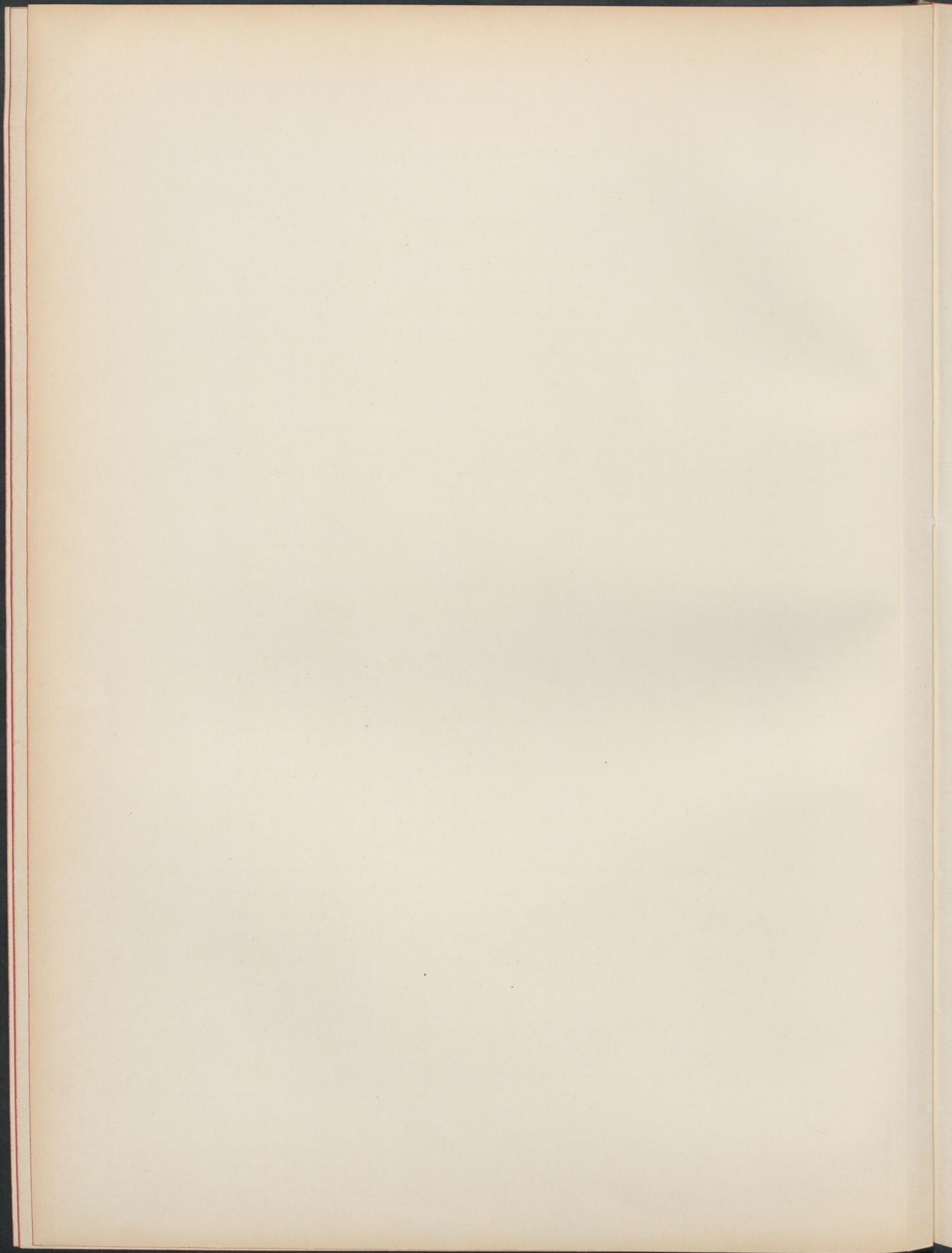
Stellt man sich nun vor, dass dieses atavistische Bedürfnis, in den Felsen Zuflucht zu suchen, bei reichen und mächtigen Leuten sich einstellte, so kommt man ohne Schwierigkeit zu der Erklärung dieser merkwürdigen Burgen, die sich so zahlreich auf den unterelsässischen Bergen finden und die uns selbst in ihrem Zerfall noch Bewunderung einflössen. Die einsamen, trotzigen Felsen sind die gegebene Wohnung des Edelmanns, das war offenbar die Vorstellung, die diese adeligen Herren des Mittelalters von ihren Vorfahren übernommen hatten, die in noch wilderen Zeitläufen lebten. Indem sie nun mit aller Kraft an die praktische Verwirklichung dieser Anschauung gingen, wussten sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit die gegebenen Verhältnisse für ihre Zwecke zu verwerten: man höhle den Fels nach allen Richtungen aus, legte Schlupfwinkel und geheime Treppen an, grub tiefe Keller und nutzte überhaupt alles zur Befriedigung der vorliegenden Bedürfnisse aus. Es ist also kein allzu grosser Unterschied zwischen dem Barbaren, der einst in grauer Vorzeit unter dem überhängenden Fels eine Zufluchtstätte für seine Familie geschaffen hatte, und dem stolzen und mächtigen Herrn der späteren Zeit, der durch seine Dienstleute einen Gang in den Fels bohren liess, auf dem er durch seine Maurer eine Veste erbauen zu lassen, beschlossen hatte.

Hoh-Barr ist das letzte Schloss, das ursprünglich noch einige von diesen eben besprochenen Eigentümlichkeiten besessen haben muss. Südlich von Zabern nimmt der Bau dieser feudalen Vesten einen anderen Charakter an: der Fels, auf dem auch sie vielfach noch erbaut sind, ist einfach als Verteidigungsmittel zur Verstärkung des Schutzes ausgenutzt, bildet aber nicht mehr selbst einen Teil der baulichen Anlage. Eine stark befestigte Thüre, sogar für Lasttiere zugänglich, bildet den Eingang. Die eigentliche Architektur spielt jetzt eine



Elsässische Druckerei, Strassburg.

1. Tracht aus Grendelbruch (1820)
2. id. von der Rückseite gesehen
3. und 4. Ehemalige Haube aus Colmar
5. Ehemalige Haube aus Altkirch
6. Ehemalige elsässische Haube



grössere Rolle und zeichnet sich zum Teil durch geschmackvolle, reizende Einzelheiten auszeichnen, wie man sie bei den wilden Felsen-
nestern, von denen zuerst die Rede war, vergeblich suchen würde.

Treten wir nunmehr der Frage näher, von welcher Zeit ab die Vogesen wohl bewohnt gewesen sind, so dürfen wir die Burgen und Dörfer, die sich zerstreut in den Thälern bis in das Innerste der Gebirgskette hinein vorfinden, wie Dagsburg zum Beispiel, selbstverständlich nicht als die ältesten menschlichen Ansiedelungen in unseren Bergen betrachten, wenn sie auch auf sehr alte Zeiten zurückgehen mögen. Es liegt uns übrigens ferne, hier tiefer auf diese schwierige historische Frage eingehen zu wollen; manche charakteristische Erscheinungen und manche Gebräuche lassen sich aber nur dadurch erklären, dass man soweit als möglich auf die ersten Anfänge der Entwicklung zurückgreift.

Dass unsere Berge seit dem frühen Mittelalter bewohnt sind, beweisen schon diese zahlreichen Burgruinen zur Genüge; aber auch viel frühere Zeiten haben uns Spuren hinterlassen, aus denen unwiderleglich hervorgeht, dass damals schon Menschen in dieser Gebirgswelt gehaust haben müssen. Es gilt jetzt als nahezu gewiss, dass die zahlreichen Heidenmauern, die man in den Vogesen antrifft, keltischen Ursprungs sind und dass ihre Errichtung sicherlich in die vorrömische Zeit, bis auf den Anfang der Bronzezeit, zurückgreift. Die Prähistoriker gehen aber noch viel weiter: sie versichern uns, dass in noch viel früheren Zeiten unser Land und besonders die Berggegenden schon bewohnt gewesen sind. Der Schädel von Egisheim und die zahlreichen Steinwerkzeuge, die sich so ziemlich überall aufgefunden haben, beweisen, dass die höher gelegenen Teile des Elsasses schon längst von Menschen besiedelt waren, bevor die keltische Kultur hier ihren Einzug hielt. Die Herren Bleicher und Faudel, die das Material zu einer Studie über das prähistorische Elsass gesammelt haben, fassen ihre Beobachtungen folgendermassen zusammen: «Die ältesten Bewohner des Elsasses haben sich vorzüglich auf den Hügeln in der Nachbarschaft von Teichen und Wasserläufen, sowie auf den Lehmterrassen angesiedelt, zu einer Zeit, da die tiefer liegenden Teile des Landes noch überschwemmt und somit unbewohnbar waren.» Zu dieser Schlussfolgerung sind die genannten Herren durch die Verteilung der Fundorte von Steinwerkzeugen gekommen. Solche fanden sich am meisten auf den Hügeln zwischen der Breusch, der Linie Strassburg-

Hagenau-Niederbronn und den Vogesen, alsdann im Sundgau, auf den den eigentlichen Vogesen vorgelagerten Hügeln, sowie an den Eingängen der Vogesenthäler.

Es ist nicht allzu leicht, von dem Zustande unseres Landes in jener grauen Vorzeit sich ein Bild zu machen. Jedenfalls waren die tiefer liegenden Teile mit ungeheuren Waldungen bedeckt, in denen sich zahlreiche Flüsse mit tragem, langsamem Lauf, weitausgedehnte Sümpfe bildend, in den Rhein ergossen.

Der grosse Strom selbst wälzte sich zwischen undurchdringlichem Dickicht in stürmischem Laufe dahin, der sich jeden Augenblick nach einer zufällig neu entstandenen Sandbank richtete; er spülte grosse Baumstämme und ganze Felsblöcke mit sich fort, aus denen er sich selbst kühne Schranken bildete, um sie mit gesteigerter Kraft wieder niederzureissen und seine Fluten in noch wilderen Strudeln dahinbrausen zu lassen.

Wenn man dann an den Zuflüssen des Rheines entlang wanderte, so kam man zu einem Gebirgslande, das mit dunklen Tannen besetzt und mit mächtigen Felsblöcken besät war. Richer, ein Mönch von Senones, der im 13. Jahrhundert die Chronik seines Klosters schrieb und selbst die Vogesen bewohnte, giebt folgende Schilderung von den Waldbergen, in die sich der Abt Gundelbert zurückzog: «Das Land ist mit Bergen gleich natürlichen Festungen besetzt, die einen erschrecklichen Anblick gewähren; tiefe Thäler ziehen sich zu ihren Seiten hin; die Tannenwälder, die sie bedecken, sind so dicht, dass sie durch die Dunkelheit neue Schrecken einflössen.... Diese einsame Wüste war mehr der richtige Wohnort für wilde Tiere als für Menschen, und der Wanderer jener Zeit vermied sie wie ein unentwirrbares Labyrinth¹.»

Wenn das der Anblick unserer Berge im 13. Jahrhundert war, wie musste es erst in jenen uralten Zeiten aussehen, von denen hier die Rede ist? Zwischen den Bergesgipfeln, die das halbe Jahr in Schnee gehüllt waren, und der mit sumpfigen Waldungen bedeckten Ebene erhoben sich einige unfruchtbare Hügel. Heutzutage bepflanzt, waren diese damals mit armseligen Gesträuchen bedeckt, und ihre kahle Spitze trug nur spärlichen Graswuchs. Hie und da brach eine

¹ (Schöpflin.) *Alsace illustrée*, Trad. Ravenez, I. p. 32.

Quelle zwischen den Steinen hervor, um sich in das benachbarte Thal zu ergiessen.

Zahllose Tiere hausten in diesen Wäldern: der Auerochse, der Bär, das Elentier, der Wolf, das Wildschwein, der Luchs durchstreiften das Dickicht. Flüsse und Sümpfe waren von Bibern und Fischottern bevölkert, um nur die Säugetiere anzuführen, und selbst das wilde Pferd herrschte noch herdenweise in den Bergen.

Welche Stellung hat nun inmitten dieser unfreundlichen Natur der Urmensch eingenommen, der es erst zu den armseligen Steinwerkzeugen, zu den Pfeilen mit Kieselsteinspitzen gebracht hatte? Es liegt auf der Hand, dass damals der König der Schöpfung in seinem Reiche recht wenig Macht besass, und dass er mehr von seinen Unterthanen abhing als diese von ihm. In erster Linie musste er sich eine Stelle suchen, wo er von den Gewässern geschützt war. Er schlug also seine Behausung auf den Hügeln auf, von denen vorher die Rede war. Hier grub er sich eine Höhlung in den Boden, überdeckt mit einem kegelförmigen Dache aus Baumzweigen, die er mit Erde überschüttete; an der Spitze liess er eine Oeffnung frei für den Abzug des Rauches. Mitten in dieser Hütte, auf einer grossen Steinplatte oder vielleicht auf blossem Boden, wurde von den Frauen sorgfältig das Feuer unterhalten; denn ein solches anzuzünden war sicherlich für jene Zeit eine schwierige und langwierige Sache. Wenn die Völkerschaften jener Tage ihren Wohnsitz änderten, mag wohl der Transport des Feuers eine der Hauptaufgaben gewesen sein. Das Feuer gehörte jedenfalls zu dem wichtigsten Gepäck, das eine Haushaltung mit sich zu nehmen hatte; es wurde sorgfältig geschützt unter der Asche oder in besondern, mit der Hand geformten irdenen Gefässen. Die Verehrung des häuslichen Herdes und der Laren, sowie das Institut der Vestalinnen, die mit ihren weissen Händen das heilige Feuer unterhielten und es bei Todesstrafe nicht ausgehen lassen durften, zeugen von der Bedeutung, welche die früheste Menschheit dem Feuer beilegen musste.

Zu den glänzendsten Leistungen hat es der Menscheng Geist im Laufe der Zeiten gebracht. Was wollen sie alle aber bedeuten gegenüber der Erfindung des armseligen Wilden, der zufällig wahrnahm, wie zwei Holzstücke, stark aneinander gerieben, sich entzündeten? War er nicht wert, ein Halbgott zu werden, dieser Prometheus, der die Sonne ersetzte und das heilige Feuer zur Erde holte? Und als

dann der Mensch sich soweit entwickelte, dass er nicht mehr ausschliesslich in den materiellen Bedürfnissen aufging, als sich ein gewisses religiöses Empfinden ausbildete, da wird er sicherlich die Sonne, die Wärme und das Feuer gemeinsam verehrt haben: die Sonne war der Gott, die Wärme sein Attribut und das Feuer sein Stellvertreter auf Erden. Die uralte Verehrung des Feuers und der Sonne hat ja bis auf den heutigen Tag noch Spuren hinterlassen; im vorigen Kapitel ist davon die Rede gewesen, bei den Festlichkeiten am Johannistage, wo die flammenden Scheiben geworfen und mit Stroh umwundene Räder brennend die Hügel herabgerollt werden.

Die Wärme wurde auch deshalb schon als göttliches Wesen betrachtet, weil sie in unmittelbarem Zusammenhang mit dem menschlichen Leben steht: der lebende Mensch hat eigene Wärme, der tote Körper erkaltet. Die Wärme erschien also als Quelle des Lebens, sobald die einfachen Menschen der Vorzeit überhaupt anfangen, über die Geheimnisse des Lebens und des Todes nachzudenken, deren Rätsel auch heute noch nicht gelöst sind.

Neben der Wärme kam als weiteres Symptom des Lebens der Atem in Betracht: der lebende Mensch ist warm und atmet, der Leichnam ist kalt und atmet nicht mehr. Nun ist der Atem nichts als ein Lufthauch, etwas Wind. Da lag es nahe, den Wind als Ursache des Atems aufzufassen, wie Sonne und Feuer die Ursache der Wärme sind, und man verehrte also den Wind gerade wie die Sonne. Das waren die beiden Gottheiten, deren Herrschaft sich über alle lebenden Wesen erstreckte. Von allem Anfange an bildete sich dabei die Vorstellung von einem gewissen Kampfe zwischen den beiden Mächten aus: wenn der Wind die Wolken vor sich hertreibt, scheint er die belebende Wirkung der Sonne zu vereiteln.

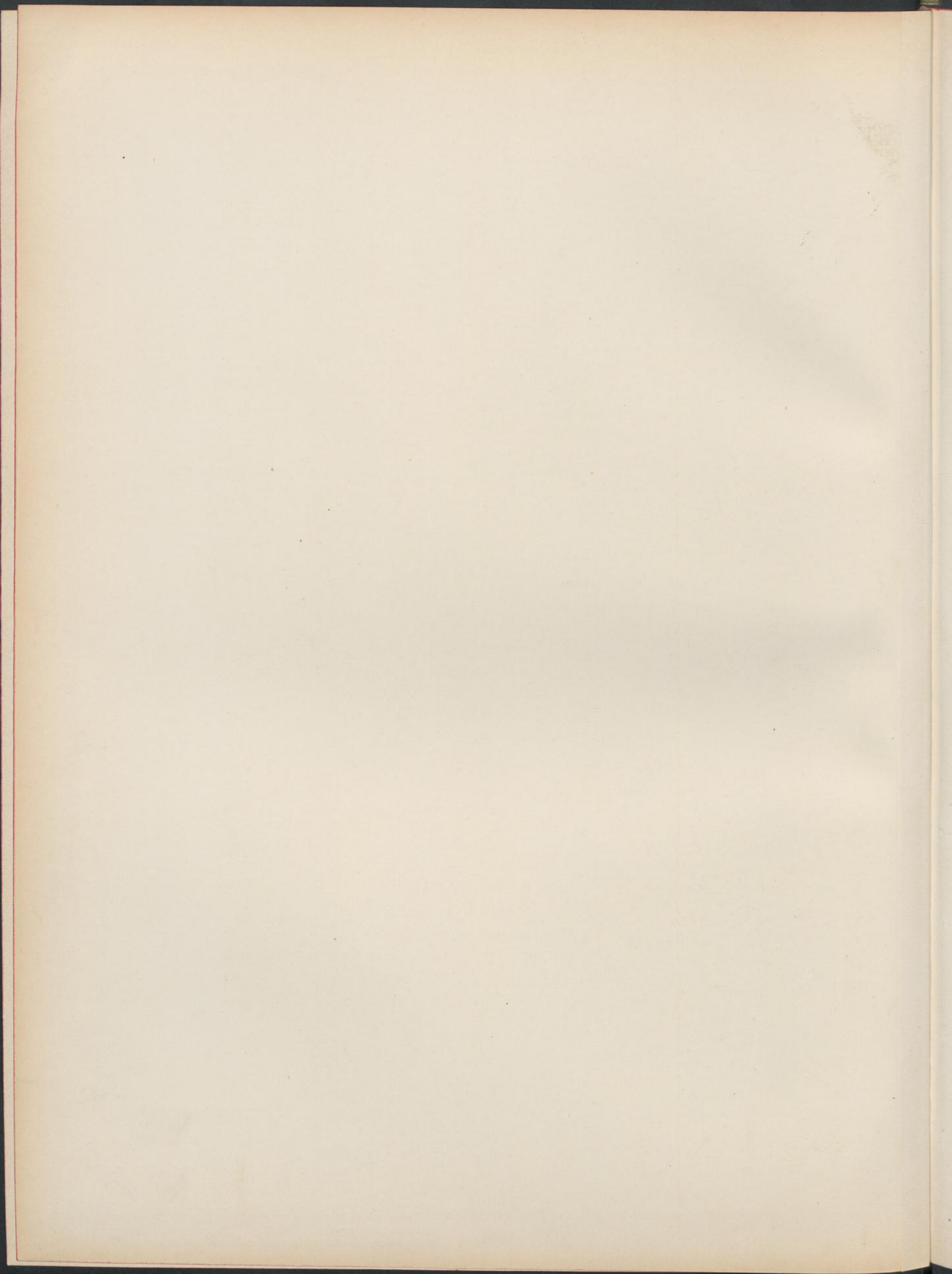
In der Vorstellung der frühesten Menschheit sind die Götter ihrer Natur nach nicht allzu sehr verschieden von den menschlichen Wesen; sie sind eifersüchtig auf ihre Vorrechte und teilen den Weihrauch, der ihnen gespendet wird, nicht gerne mit andern. So war bei gewissen Völkern der alten Zeit die Verehrung der Sonne und der Wärme, bei anderen dagegen die des Windes überwiegend. Welche Gesichtspunkte dabei den Ausschlag gaben, liegt nahe: bei den Völkern des Südens behielt begreiflicher Weise der Kultus der Sonne die Oberhand, während bei den nördlichen Völkern, die der Kälte und dem



Elsässische Druckerei, Strassburg.

HAARTRACHTEN AUS DEM UNTER-ELSASS.

- a) Haube aus Bischofsheim.
- b) Haube mit Gold verziert aus der Gegend von Weissenburg.
- c) Haube aus Boersch.
- d) Haartracht einer Bäuerin aus der Gegend von Strassburg.



schneidenden Nordwind ausgesetzt waren, die Verehrung des Windes am nächsten lag.

Wenn wir uns nun ein Bild davon machen wollen, wie es in dieser Hinsicht in dem ältesten Elsass aussah, so mögen zunächst die folgenden Ausführungen des Herrn von Ring wiedergegeben sein¹: «Das Wort Bal oder Baal bedeutete Herr und Meister bei den Chaldäern, die damit vor allem ihre Hauptgottheit, den Sonnengott, bezeichneten. Bei den Phöniziern hatte Saturn den Namen Beel-Shamin, das heisst Herr und König der Gestirne, und wurde unter diesem Titel mit dem Sonnengott zusammengeworfen. Dieses Wort Bel oder Beel entsprach hier gerade wie bei den Assyriern und Persern dem Bal oder Baal der Chaldäer. Bei den Persern war der Name Bel dem Jupiter gegeben worden, dessen Broncestatue den Gott stark ausschreitend darstellte, um den Gang der Sonne zu symbolisieren. Dieser Baalkultus kam von Asien nach Europa mit den Völkern, die dorthin wanderten. In Griechenland sah man zu Patras das Grabmal des Gottes Bel im Tempel des Serapis, der seinerseits nur eine mystische Darstellung des Osiris, des in das Grab niedergestiegenen Sonnengottes war. Zu Aquileja in Noricum dagegen wurde derselbe Gott unter dem Namen Belen oder Bilenus als Frühlingsgott oder Apollo verehrt. Unter dieser Gestalt haben ihn auch die Kelten des Abendlandes angebetet, die ihm auf den Gipfeln und am Abhänge der Berge, wo die Sonnenstrahlen besonders wirksam die Natur beleben, das Pferd opferten, das ihm als Symbol der Schnelligkeit geweiht war».

Demnach haben diejenigen alten Bewohner des Elsasses, die Kelten waren, die Sonne angebetet, und in der That werden auch an mehr als einem Orte in den Vogesen Spuren von solchem Sonnenkultus angetroffen. Es wird jetzt allgemein angenommen, dass gewisse Namen einen Anklang an den keltischen Baal- oder Sonnenkultus bedeuten. Die «Ballons» oder auf deutsch die Belchen, der Bollenberg, der Balsberg, Balbronn und manch andere Namen weisen darauf hin, dass hier einst Stätten des Sonnenkultus waren. Als dann die Römer kamen, fiel es ihnen nicht ein, den bisherigen Götterkultus einfach zu unterdrücken, wohl aber suchten sie ihren eigenen Göttern die Verehrung

¹ *Revue d'Alsace*, 1861, S. 561.

zuzuwenden, die bisher den einheimischen Gottheiten gewidmet wurde, und so machten sie den Baal oder Beel zum Apollo. Späterhin werden wir auch bei dem Merkur sehen, wie geschickt die Römer mit den unterworfenen Völkerschaften und deren Gottheiten umzugehen verstanden. Man hat auch noch eine andere keltische Gottheit angeführt: Teutates. Wer weiss aber, ob dieser vom Baal oder Beel überhaupt verschieden ist? Das Wort scheint nichts anderes zu bedeuten als Vater des Volkes; es liegt also der Gedanke nahe, dass es sich hier nur um eine allgemeine Kennzeichnung der Gottheit handelte, ohne dass man damit einen bestimmten Gott bezeichnen wollte.

Jedenfalls dürfen wir so viel als sicher annehmen, dass die Kelten neben gewissen Gottheiten zweiten Ranges den Baal oder Belenus angebetet haben, den Sonnengott, den die Römer zum Apollo machten. Als dann weiterhin die germanische Einwanderung die gallo-römische Bevölkerung aus dem Elsass verdrängte oder wenigstens ihre Macht niederwarf, huldigten auch die Allemannen nach ihrer Weise dem Sonnenkultus. Wenn gewisse Berge in ihrer Sprache zum Sonnenberg, Rossberg, Rosskopf wurden, so erinnert das unmittelbar an die Tatsache, dass dem Sonnengotte das Pferd geopfert wurde. Und als endlich das Christentum an die Stelle der bisherigen Religionen trat, da haben auch die Christen die alten Heiligtümer gerne zu den Stätten gewählt, wo sie ihre Altäre aufschlugen. Dem heiligen Michael ward so manches Mal eine Kapelle erbaut, wo dereinst heidnische Opferaltäre aufgeschichtet waren. Durch seinen Sieg über den Teufel war gerade er besonders dazu berufen, an jenen Stätten verehrt zu werden, wo der heidnische Aberglaube durch den christlichen Gottesglauben siegreich überwunden worden war. Auf dem Bollenberg, der sich schon durch seinen Namen als ehemalige Kultusstätte des Sonnengottes und später des Apollo erweist, finden wir eine Kapelle, die der heiligen Apollonia geweiht war.

«Bei dem grossen und kleinen Bollenberg im Oberelsass, sagt Herr von Ring¹, hat sich eine Legende erhalten, die an die Umgestaltung der Balverehrung in jene des Apollo erinnert. Die Kapelle, die sich bis Ende des 18. Jahrhunderts auf dem kleinen Bollenberg befand, war der heiligen Apollonia geweiht, deren christliche Legende

¹ *Revue d'Alsace*, 1861, S. 562.

meines Erachtens einfach auf den Apollo-Mythus zurückgeht. Die heilige Apollonia erscheint hier als die Tochter des Stammvaters der Ritter von Boll oder Bollen, der Herren des Bollenberges. Sie spielt also hier die gleiche Rolle wie weiter nördlich die heilige Odilie, die Patronin des Elsasses, an den Orten, die dem Odin geweiht waren, wie sie uns ganz ebenso auch in der Nähe von Freiburg, in der Kapelle am letzten Abhang des Rossberges begegnet, von dem der Sage nach ungebändigte Pferde zu Ehren des genannten Gottes in die Tiefe gestürzt wurden.» Wenn also, wie erwähnt, angenommen wird, dass bei den südlichen Völkerschaften, aus denen die Kelten hervorgingen, die Verehrung der Sonne, bei den nördlichen aber die der Luft und des Windes im Vordergrund stand, so scheint sich für diese Auffassung in unserem eigenen Heimatlande eine neue Bestätigung zu ergeben.

Thatsächlich wird von den Historikern, die sich mit den ersten Anfängen der elsässischen Geschichte näher befasst haben, übereinstimmend angenommen, dass lange vor dem alemannischen Einfall und auch schon vor dem Vormarsch der römischen Legionen an den Rheinstrom ein germanischer Stamm, die Triboker, diesen Fluss überschritten und weite Gebiete in dem heutigen Unterelsass in Besitz genommen haben¹. Diese Triboker haben nun sicherlich ihre religiösen Vorstellungen mit in das Land gebracht, und da sie zu den nördlichen Völkerschaften gehörten, werden sie nicht die Sonne, sondern die Luft, den Wind verehrt haben. Wodan (Wind) oder Odin war der Hauptgott des germanischen Olympos; er war, wie Abbé Braun sich ausdrückt, die Seele, der belebende Hauch, der alles bewegt und beseelt und erfüllt. «Er ist insbesondere die Verkörperung von Wind

¹ Bei dem Zustande, in dem sich damals die Gegenden befanden, kann der waldbedeckte Gebirgszug der Vogesen inmitten der ungeheuren Waldungen, die das östliche Gallien überhaupt bedeckten, unmöglich die Bedeutung einer wirklichen Grenze gehabt haben. Ganz anders bei einem mächtigen Strom wie der Rhein, von dem man in jenen Zeiten wohl so gesprochen haben wird, wie wir heutzutage etwa von dem Niger in Afrika reden, ohne uns um seine Uferverhältnisse im einzelnen zu kümmern. Die weitere Grenze zwischen Nord und Süd kann dann recht gut ungefähr der Linie entsprochen haben, die noch gegenwärtig Ober- und Unterel-ass trennt. Das Land nördlich davon haben die Triboker den keltischen Mediomatrikern abgenommen, im Süden verblieben die keltischen Sequaner in ihrer bisherigen Herrschaft. Als dann die Römer in das Land kamen, behielten sie die vorgefundene Einteilung bei. Und noch später, nach dem Sieg des Christentums, wurde bei der Zuweisung des Landes an die Bistümer wiederum jene uralte Einteilung zu Grunde gelegt: das Land nördlich von dem Landgraben gehörte zu Mainz, das Land südlich zu Besançon.

oder Luft, und als Vorläufer dient ihm der Sturmwind, Sleipnir, das achtfüssige Pferd, das jederzeit zum Losstürmen für ihn bereit steht¹.

Ein anderer Gott von wesentlich germanischer Herkunft ist Thor oder Donar, der Gott des Donners, ein Sohn Odin's oder Wodan's, des Windgottes. Aus dem Thor haben die Römer, nach ihrer bereits erwähnten Gepflogenheit, Jupiter oder Herkules gemacht, da unsere Vorfahren den Blitz gleich einer Keule darstellten, mit der der Gott Bäume und Felsen in Stücke schmettert. Den Wodan aber machten sie zu Merkur, den man vorzugsweise auf den ältesten religiösen Denkmälern des Unterelsasses antrifft, was auf das schlagendste den germanischen Ursprung der Völkerschaften beweist, die das Land vor der römischen Eroberung bewohnt haben. Ravenez sagt in seiner Uebersetzung der *Alsatia illustrata*: «Die Verehrung Merkur's hängt vorzugsweise mit dem Eindringen der Triboker, einer germanischen Völkerschaft, zusammen, die ebenso wie alle Germanen den Merkur mehr als alle anderen Götter verehrten. (Damit stimmt überein, was Tacitus in seiner *Germania* berichtet, cap. IX.) Daraus erklärt sich, weshalb man in dem von den Mediomatrikern und Tribokern besiedelten Elsass so viele Ueberreste dieser Merkurverehrung antrifft, im Gegensatz zu dem Elsass der Sequaner.» Auf dem Donon hat man verschiedene Bas reliefs mit Darstellungen einer Gottheit gefunden, die zu gleicher Zeit Attribute des römischen Merkur aufweisen, wie auch solche, die anscheinend auf besondere Anschauungen über Wodan zurückgehen, so zum Beispiel einen Gürtel um die Hüfte mit zwei verschlungenen Ringen, die gerade über die Geschlechtsteile zu liegen kommen. «Das ist ein sehr merkwürdiges Attribut, meint Schöpflin, das anzudeuten scheint, dass der vogesische Merkur als geschlechtslos oder aber als doppelgeschlechtig betrachtet wurde.²»

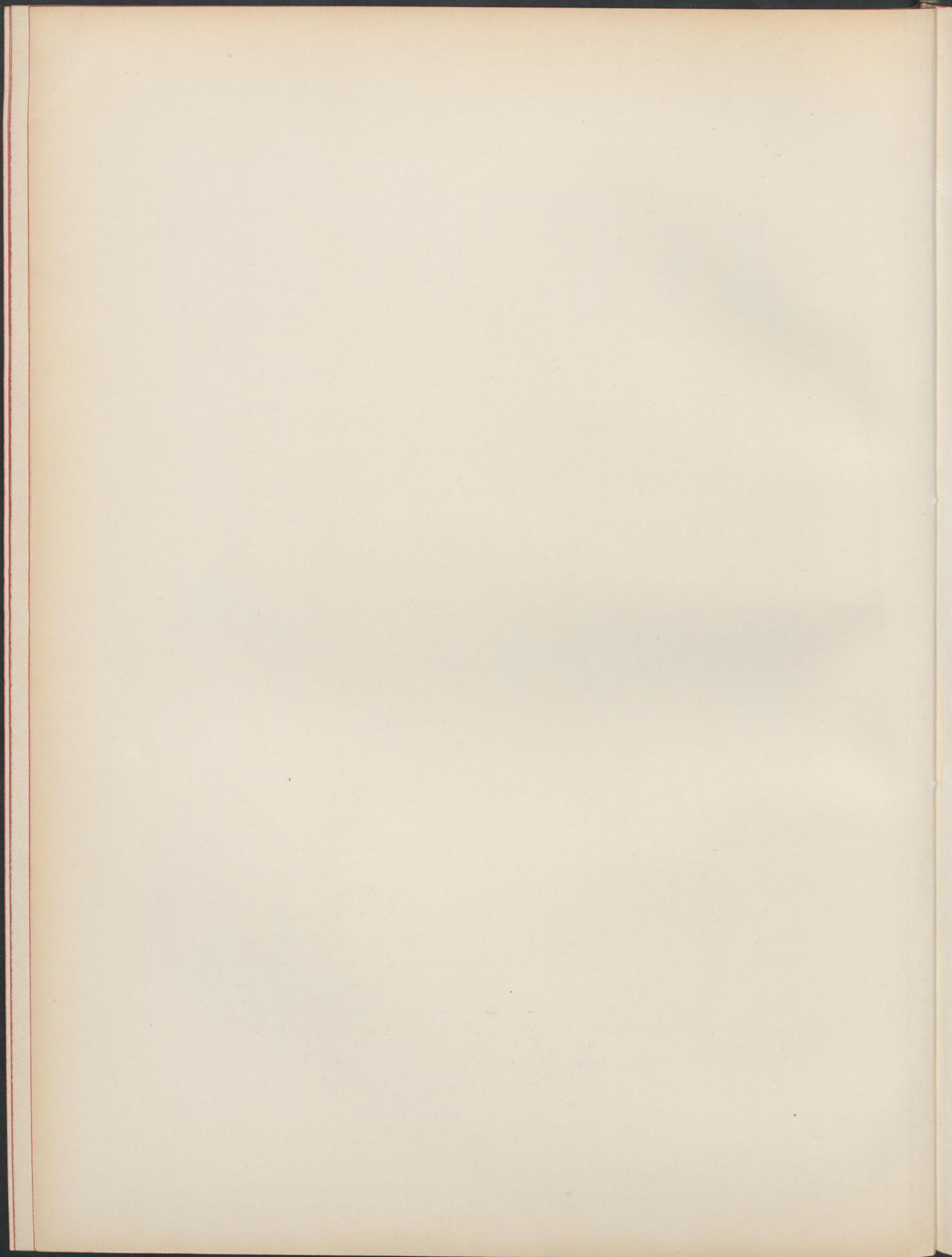
Die Berge waren die natürlichen Tempel der alten Völkerschaften: durch die Wälder, mit denen sie bedeckt waren, und durch die Felsen, die ihre Gipfel krönten, schienen sie wie geschaffen dazu, in der Seele der Gläubigen eine andächtige Stimmung zu erzeugen, sie mit Ehrfurcht zu erfüllen vor den gewaltigen Geheimnissen, die man feierte. So haben wir aus dem Oberelsass bereits die Belchen und einige andere

¹ Braun, *Légendes du Florival*, S. 24, f.

² *Alsace illustrée*, Trad. Ravenez, I. S. 161.



Elsässische Druckerei, Strassburg.



Berge erwähnt, während im Unterelsass der Donon und vor allem der berühmte Berg der heiligen Odilie in Betracht kommen.

In der allerfrühesten Zeit haben also — um das bisher Gesagte nochmals kurz zusammenzufassen — die Vogesen selbst, ihre Vorberge und einzelne erhöhte Punkte als Zufluchtsstätten für die Bevölkerung gedient, während das übrige Land in Folge der zahllosen Sümpfe und der regelmässigen Ueberschwemmungen unzugänglich war. Allmählich entwickelte sich dann eine gewisse Kultur, die in der keltischen Zeit ihren ersten Höhepunkt erreichte; aus ihr stammen die merkwürdigen Bauten auf den Gipfeln unserer Berge, die wir Heidenmauern nennen. Alsdann liess sich ein germanischer Stamm, die Triboker, auf dem linken Ufer des Rheines nieder. Mit der römischen Eroberung endlich beginnt die eigentliche historische Zeit. Nunmehr geht die Entwicklung rascher voran: mächtige Rodungen lichten die Wälder, direkte Verbindungsstrassen zwischen Italien und dem Elsass werden geschaffen, Tempel erbaut; Städte erheben sich an den Stellen, wo früher die einheimischen Stämme nur dürftige Niederlassungen begründet hatten, feste Punkte werden den Rhein entlang wie auch in den Vogesen angelegt. Schliesslich kam die Zeit der germanischen Einfälle, die, zuerst siegreich zurückgewiesen, allmählich doch zur Ueberwindung der geschwächten Römermacht führten. Mehrere Jahrhunderte mussten dann die Bewohner des Elsasses immer wieder vor den wilden Scharen die Flucht ergreifen. Mehr als einmal warfen die römischen Legionen die Eindringlinge zurück auf die rechte Seite des Rheines, aber immer wieder folgte ein neuer Vorstoss, bis die Germanen endgiltig auf gallischem Boden festen Fuss fassten.

Im zweiten oder dritten Jahrhundert waren christliche Apostel aus Lyon oder Rom nach dem Elsass gekommen. Die ersten christlichen Gemeinden gingen aber in den wilden Kriegstürmen bald wieder zu Grunde und konnten erst dann zu neuem, dauerndem Leben erwachen, als die fränkische Herrschaft endgiltig im Elsass sich festsetzte. Bekannt ist die Legende von dem heiligen Maternus, dem ersten Christenapostel im Elsass, einem Schüler des heiligen Petrus. Dieser letztere soll den Bischof Eucharius, den Diakon Valerius und den Subdiakon Maternus nach Germanien geschickt haben, das Evangelium zu verkünden. Die drei Sendboten, die durch Wunderwirken das Volk bekehrten, kamen angeblich bis zu der Stadt Helvetus (Ehl bei Benfeld), wo Maternus

von Fieber ergriffen ward und starb. Entmutigt kehrten seine Genossen nach Rom zurück. Hier aber wurden sie von dem heiligen Petrus getröstet und beauftragt, wieder dahin zu gehen, von wo sie kamen; gleichzeitig gab er ihnen einen Stab mit, den sollten sie dem Leichname des Maternus auflegen und im Namen Jesu Christi diesem gebieten, von den Toten aufzustehen. In Helvetus wieder angelangt, nahmen Eustachius und Valerius den Leichnam ihres Gefährten aus dem Grabe und thaten, was ihnen befohlen war. Der Tote erwachte wieder zum Leben, ein Wunder, das die Heiden veranlasste, sich massenhaft zu bekehren.

So lautet die Legende von dem heiligen Maternus. Schöpflin suchte mit gewichtigen Gründen darzuthun, dass sie keinen Glauben verdiene, um so weniger als Maternus in der schriftlichen Ueberlieferung erst mit dem 10. Jahrhundert auftaucht. Gar oft aber ist es zweckmässiger, eine Legende zu erklären, als über deren Wahrscheinlichkeit zu streiten. So lässt sich die Maternus-Legende recht wohl als eine ergreifende bildliche Darstellung des Schicksals der ersten elsässischen Kirche auffassen. Ein erster Sendbote, nennen wir ihn Maternus, kommt in das Land gleich in der ersten Zeit des Christentums, ob nun von dem heiligen Petrus selbst entsandt oder nicht. Er predigt und gründet einige Kirchen, insbesondere natürlich an den festen römischen Standorten wie Helvetus zum Beispiel. Die Einfälle der Barbaren vernichten dann diese ersten Anfänge des Christentums von Grund aus — Maternus stirbt; später kommen neue Apostel, die das Land dauernd für den christlichen Glauben erobern — Maternus steht von den Toten auf. Wenn dann im 10. Jahrhundert zum ersten Mal von einer Persönlichkeit dieses Namens die Rede ist, so liegt doch die Annahme nahe, dass sich damals die wahre Geschichte der beiden christlichen Eroberungen im Elsass mit der legendenhaften Erinnerung an einen bestimmten ersten Sendboten verknüpft hat.

Wir sind damit von unserem eigentlichen Gedankengange etwas abgekommen; es lag uns zunächst nur daran, zu zeigen, wie die Völkerschaften, die in den Vogesen wohnten, naturgemäss sehr verschieden untereinander waren. Schon die ältesten Bewohner des Landes haben hier gehaust. Diese Berge waren Kultusstätten für keltische wie für germanische Gottheiten. In der Römerzeit wurden hier feste Punkte geschaffen, um die Uebergänge in das Innere Galliens zu schützen.

In der langen Zeit der germanischen Einfälle dienten die Vogesen wiederum als Zufluchtstätten. In ihnen sind zahlreiche christliche Kirchen angelegt worden, sei es, dass sie an die Stelle ehemaliger heidnischer Kultusstätten traten, sei es, dass sie von Mönchen begründet wurden, die sich in die Einsamkeit zurückzogen. In den Vogesen sind endlich zahlreiche Schlösser zum Schutze der feudalen Herrschaft erbaut worden, deren Ueberreste wir heute noch vor uns haben. So sehen wir also diese Berge zu jeder Zeit mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung des Landes selbst auf das innigste verknüpft.

Bevor wir uns nun mit den Eigentümlichkeiten beschäftigen, die sich bei den Bewohnern des Berglandes bemerkbar machen, haben wir noch einige allgemeinere Gesichtspunkte in das Auge zu fassen und zwar zunächst die Sprachverhältnisse. Drei Sprachen werden in den Vogesen gesprochen: Deutsch, Französisch und Patois. Man könnte wenigstens das letztere ganz gut als eine besondere Sprache auffassen; näher liegt es freilich, nur ein auf ganz besondere Art gesprochenes Französisch darin zu erblicken. Der Satzbau und die Syntax sind thatsächlich französisch; nur hie und da trifft man Wörter an, die zweifellos deutscher Herkunft sind, andere weder deutsch noch französisch, könnten wohl auf keltischen Ursprung zurückgehen. Wir haben also eigentlich doch nur eine Zweiteilung: deutsch und französisch; für diese Auffassung spricht insbesondere noch die Thatsache, dass die Vogesenleute, die Patois sprechen, regelmässig französisch, dagegen für gewöhnlich kein Wort deutsch verstehen.

Die Sprachgrenze erreicht die Vogesen in der Umgegend von Alberschweiler, nachdem sie bis dahin Lothringen in einer sehr merkwürdigen Linie durchkreuzt hat, deren Ausbiegungen zu erklären recht schwierig ist. Nördlich von Alberschweiler wird in den Vogesen durchweg deutsch gesprochen, südlich davon werden sie durch die Sprachgrenze in zwei ziemlich gleiche Teile zerlegt.

Mit dem Saarthal dringt die französische Sprache in die Vogesen vor, die rechte Seite ist deutsch, die linke französisch. Alsdann zieht die Sprachgrenze das Thal von St. Quirin entlang bis zum Donon, um hier nach Lützelhausen abzubiegen. Von hier geht sie das Breuschthal (die rechte Seite ist deutsch — Mühlbach, Schwarzbach, die linke französisch — Wisch) bis Russ-Hersbach hinauf, wo das Französische die beiden Thalseiten beherrscht. Alsdann geht sie um das Steinthal

herum auf das Hochfeld und erreicht weiterhin das Giessenthal zwischen Steige (französisch) und Meisengott (deutsch). Nunmehr übersteigt sie die Höhe und tritt in das zweite Giessenthal zwischen Fouchy (französisch) und Bassenberg (deutsch)¹. Von hier geht sie weiter nach Breitenau (französisch) und steigt in das Leber- oder Markircherthal hinab, wo sie zwischen Leberau (französisch) und La Vancelle (deutsch) einmündet und dann das Thal selbst bis Markirch hinaufgeht, das deutsch bleibt. In der Nähe dieser letzteren Stadt wendet sie sich scharf nach Osten, nördlich von Altweier (französisch), um dann wieder die südliche Richtung aufzunehmen, die sie von Steige bis Leberau inne hatte. Sie kreuzt das Weissthal zwischen Schnierlach (französisch) und Kaysersberg (deutsch), geht zwischen Zell (französisch) und Drei Aehren (deutsch) hindurch und wendet sich dann wieder nach Westen bis zur Schlucht; sie zieht sich immer auf der Höhe hin, ziemlich parallel mit dem Fecht- oder Münsterthal, ohne jemals in dieses herabzusteigen. Bei Sulzern macht sie eine Ausbiegung nach Norden bis in die Gegend der Seen (schwarzer und weisser See). Nunmehr folgt sie der Landesgrenze bis in die Nähe von Niedersulzbach, indem sie die Thäler der Thur und der Doller in deren obersten Teilen kreuzt; ziemlich parallel mit dem letzteren Thal steigt sie von dem Kamm der Vogesen herab. Weiterhin trifft sie im grossen und ganzen mit der Landesgrenze bis an die Schweiz zusammen.

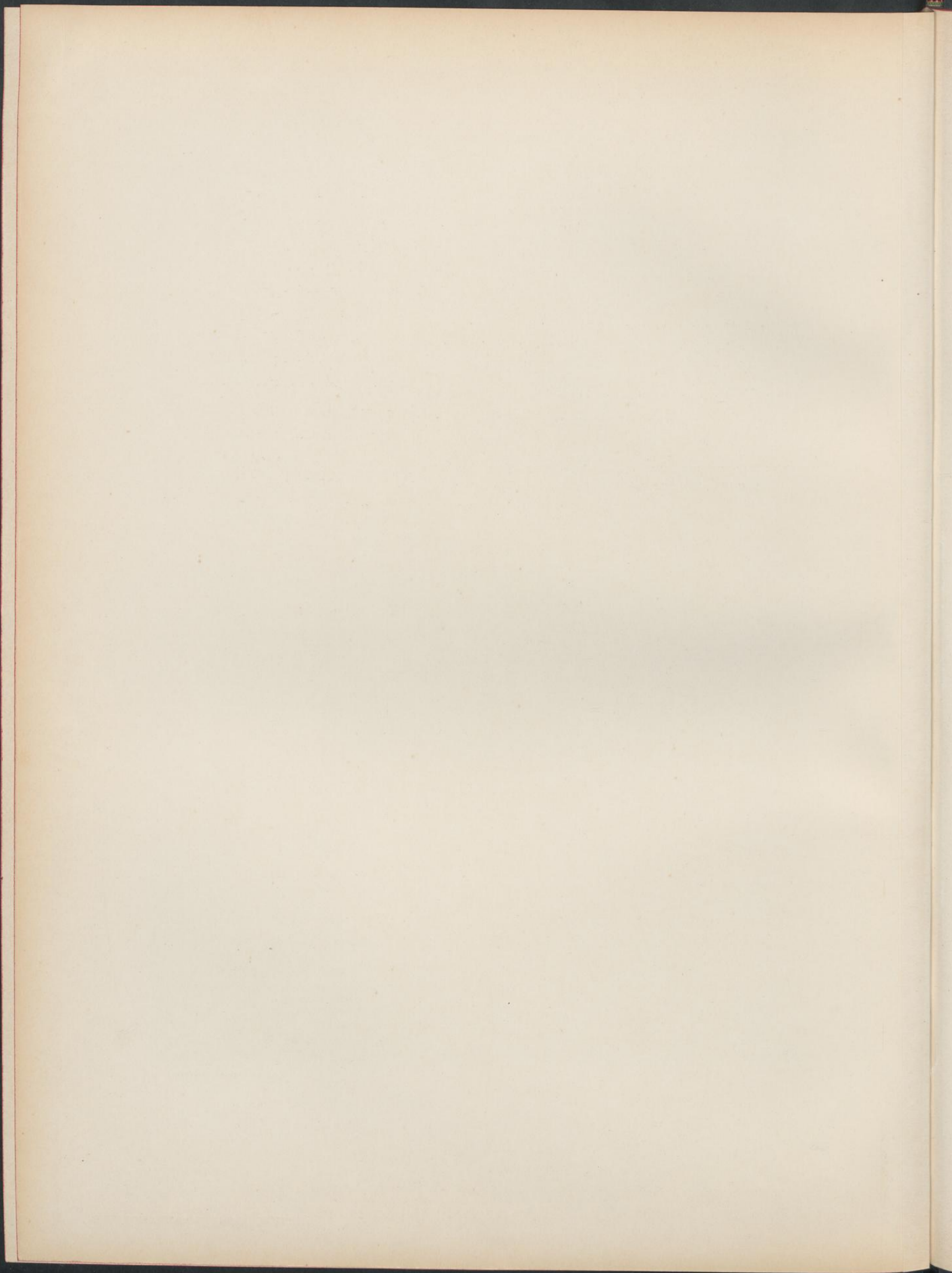
Die französische Sprache betritt also die Vogesen mit dem Saarthal und verlässt sie mit dem Dollerthal. Dazwischen zerfällt die Sprachgrenze in zwei sehr verschiedenartige Teile, die auf der Landesgrenze unweit des schwarzen Sees zusammentreffen. Südlich von diesem Punkte, nach dem Oberelsass zu, hält die Sprachgrenze eine vollständig südliche Richtung ein und stimmt ziemlich genau überein mit der Wasserscheide des Gebirgs oder, was dasselbe ist, mit der Landesgrenze zwischen Deutschland und Frankreich. Ganz anders verhält sie sich nördlich von dem Münsterthal; hier trifft sie nicht mehr zusammen mit der Wasserscheide, sondern sie dringt ziemlich weit nach der Rheinebene vor; nur im Leberthal ist sie bis zur Wasserscheide zurückgedrängt.

¹ Bekanntlich treffen die Thäler der beiden Giessen, das von Urbeis und das von Steige, bei Weiler zusammen.



Elsässische Druckerei Strassburg.

MÄDCHENTRACHT AUS BISCHOFHEIM.





Haus in Geispolsheim.

Es wäre nun gewiss sehr lehrreich, näher zu untersuchen, ob diese Verteilung der Sprachenverhältnisse von jeher so gewesen ist wie jetzt oder ob und wie an verschiedenen Punkten die eine oder die andere Sprache zurückgedrängt wurde. Leider wird man aber in dieser Hinsicht wohl kaum zu allgemeineren Ergebnissen gelangen können. Immerhin ist die auffallende Thatsache zu verzeichnen, dass in einer grösseren Zahl von Ortschaften und Gehöften heute nur französisch gesprochen wird, die ausgesprochen deutsche Namen besitzen und auch niemals französische Namen gehabt haben; umgekehrt dagegen finden sich sehr wenige Ortschaften mit französischen Namen, in denen man nur deutsch spricht. So wird im Breuschthal französisch und Patois gesprochen in Netzenbach, Wisch, Hersbach, Bärenbach, Schirmeck und La Broque, welcher letzterer Name nur die französische Umformung des alten deutschen Namens Vorbruck darstellt.

Im Steinthal finden sich Ortschaften mit ausschliesslich deutschen, solche mit ausschliesslich französischen und endlich Ortschaften mit deutschen und französischen Namen, die oft gar keine Beziehung untereinander aufweisen. So haben wir Wildersbach, Neuweiler auf der einen, Belmont, Bellefosse auf der anderen Seite und endlich Fouday, das auf deutsch Urbach heisst. Trotz dieser Verschiedenheit in den Namen wird aber im Steinthal ausschliesslich

französisch gesprochen; deutsch ist so gut wie ganz unbekannt. Hier findet sich auch die einzige protestantische Bevölkerung des Elsasses, die französisch spricht, um so auffallender, als es hier — in der Umgegend von Salm und Bourg-Bruche — viele Höfe oder Weiler mit französischen Namen (Rambois, Évreuil u. s. w.) giebt, die von deutschen Wiedertäufern bewohnt werden. Im oberen Breuschthal ist also offenbar die deutsche Sprache durch die französische verdrängt worden; aber die französische protestantische Bevölkerung hat eine Anzahl von deutschen Wiedertäuferfamilien herangezogen, die sich durchweg auf einzelnen Gehöften mit französischen Namen am Abhange der Berge niedergelassen haben.

Wenn wir vom Breuschthal aus der Sprachgrenze nach Süden folgen, stossen wir auf Steige, wo man jetzt nur französisch spricht, wo aber das Deutsche noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts gesprochen wurde; auch der Ortsname selbst ist ja rein deutschen Ursprungs. This bemerkt in seinem Buch über diesen Gegenstand, dass die Aufschriften im Kirchhof alle französisch sind, bis auf ein altes Grabmal aus dem Jahre 1720, was wiederum auf eine Verdrängung der deutschen durch die französische Sprache schliessen lässt¹. Der Höhenzug zwischen den beiden Giessen-Thälern wird von der Sprachgrenze überschritten; das Französische dringt durch ein kleines Seitenthal in das Thal von Urbeis ein bei Fouchy (auf deutsch: Grube); Bassenberg ist noch deutsch, in Breitenau scheint das Französische allmählich die Oberhand zu gewinnen.

Von Fouchy kommen wir über Froide-Fontaine, Froide-Goutelle und Pierreuse-Goutte nach Deutsch-Rumbach, wo trotz des deutschen Ortsnamens überwiegend Patois gesprochen wird. Die Kirchhofaufschriften sind französisch, es finden sich aber viele deutsche Namen darunter, manche in französischer Schreibweise. Letzteres trifft man auch sonst öfter an; so zum Beispiel Houtmann in Steige, Bloum in Belmont. Von Deutsch-Rumbach gelangen wir endlich in das Leberthal, nach Leberau.

Hier im Leberthal dringt, wie schon erwähnt, die französische Sprache nicht weit über die Wasserscheide des Gebirges oder die

¹ Constant This «Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass», Strassburg 1838 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen, V. Heft), S. 26.

heutige Landesgrenze vor. Es wird sich wohl kaum mit Bestimmtheit feststellen lassen, ob in diesem Thal das Französische wieder verdrängt oder ob es überhaupt niemals recht eingeführt worden ist. Aus mehreren Gründen neigen wir mehr der ersteren Auffassung zu. Einmal treffen wir bis nach Leberau zahlreiche rein französische Bezeichnungen an, wie Frarupt, Creusepré, Harangoutte u. s. w.; ferner wird in den meisten Höfen dieser Berge Patois gesprochen; endlich verliert sich das Französische von Leberau aus in der Richtung nach dem Westen, sodass Sankt Kreuz und Markkirch ungleich mehr deutsch sind als der erstgenannte Ort. Das schöne Leberthal mit seinen reichen Silberminen, das sich breit nach dem Elsass zu öffnet, hat sicherlich von jeher auf die Bevölkerung der Rheinebene eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Dazu gehörte das erwähnte Bergwerksgebiet den Herren von Rappoltstein, die gegenüber der benachbarten Herzögen von Lothringen guten Grund hatten, den deutschen Einfluss mit allen Mitteln zu erhalten. Beachtenswert ist auch noch der Umstand, dass die Sprachgrenze südlich vom Leberthal, wie wir gesehen haben, wieder genau die südliche Richtung einschlägt, die sie schon von Steige bis Leberau verfolgt hat, so dass man in der That den Eindruck eines Vorstosses der deutschen Sprache in ehemals französisches Sprachgebiet haben muss.

Südlich von dem Leberthal, nach Altweier zu, zieht sich die Grenze über die Berge hinüber in das Weissthal. Es mag hier wiedergegeben sein, was This in der zitierten Schrift von Altweier sagt: «Man unterscheidet das «welsche» Dorf und das «ditsche» Dorf. Das welsche Dorf (198 Einwohner = $\frac{2}{3}$) spricht patois und französisch und ist katholisch; es bildet den eigentlichen Kern, den zusammenhängenden Teil des Dorfes. Die deutsch sprechende Bevölkerung (95 Einwohner = $\frac{1}{3}$) ist protestantisch und wohnt meist auf zerstreuten, gegen Markkirch liegenden Gehöften. Auch diese Protestanten werden eingewandert sein. Früher waren auch Mennoniten in Altweier. Auf dem katholischen Kirchhofe sind die Inschriften alle französisch, auch die Namen sind mit einer Ausnahme französischen Ursprungs. Auf dem protestantischen Kirchhof sind die Inschriften alle deutsch, auch das Missionskreuz, das aus dem Jahre 1862 ist.

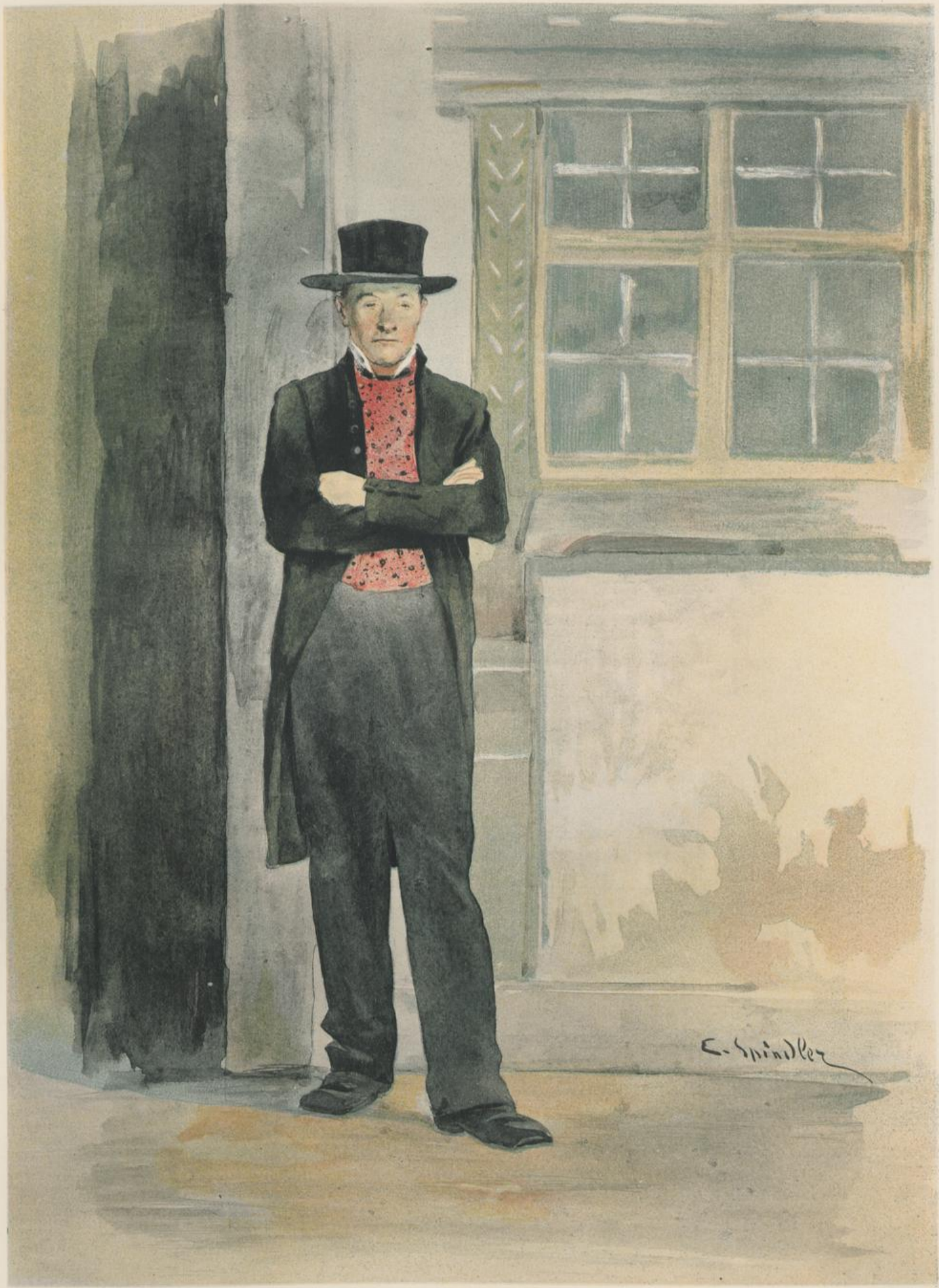
Von Altweier nach Urbach geht die Sprachgrenze an dem Gemeindewald von Sigolsheim entlang, dann in das Weissthal hinab, auf

der anderen Seite am Gemeindewald von Ammerschweier hin, dringt bis Zell vor, stösst am Hohnack auf den Gemeindewald von Türkheim und folgt schliesslich dem Gebirgskamm, parallel dem Münsterthal, bis an die französische Grenze bei der Schlucht. Das Münsterthal selbst scheint immer deutsch gewesen zu sein, wenigstens findet sich hier kein einziger französischer Ortsname.

Im Unterelsass scheint also das Französische von den Hochvogesen über die Wasserscheide hinaus in die Thäler der Breusch und der beiden Giessen vorgedrungen, dagegen im Markircherthal bis zur Wasserscheide zurückgedrängt worden zu sein; südlich von Türkheim ist das Französische auf der elsässischen Seite der Vogesen niemals gesprochen worden.

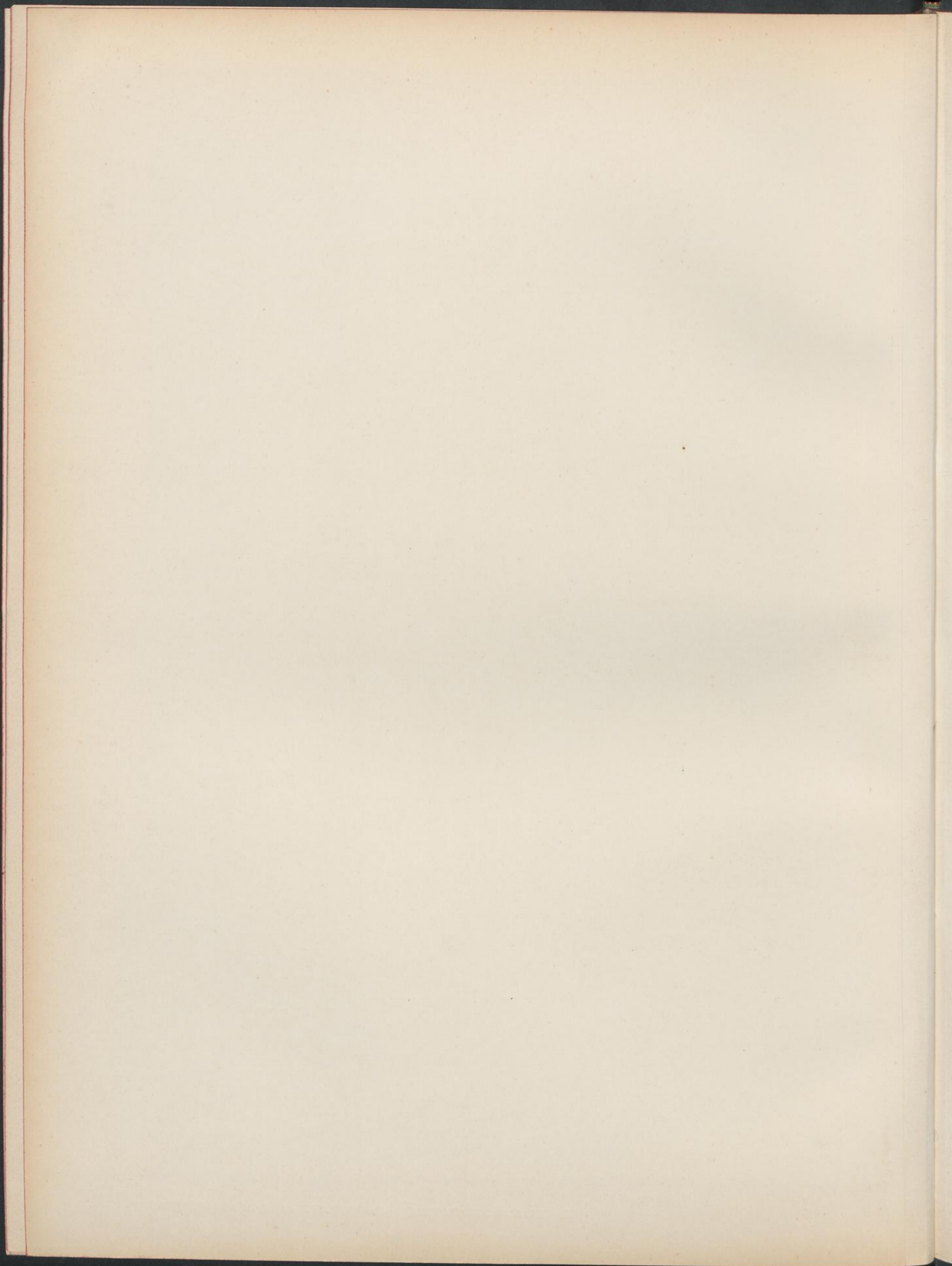
Es ist schon einmal davon die Rede gewesen, wie die politischen Umstände auf die Sprachenverhältnisse einer Gegend von Einfluss sein können, es wurde erwähnt, dass die Grafen von Rappoltsstein als Herren von Markirch hier an der Erhaltung von deutschem Geist und deutscher Sprache Interesse hatten. So bedeutsam aber dieser Einfluss gelegentlich sein kann, so ist er doch keineswegs ausschliesslich maassgebend; so gehörten zum Beispiel im Breuschthal französische wie deutsche Ortschaften zum weltlichen Herrschaftsgebiet der Strassburger Bischöfe und im Weilerthal besaßen die Oesterreicher fast ebensoviel französische wie deutsche Dörfer.

Jedenfalls werden wir annehmen dürfen, dass die natürlichen, rein geographischen Verhältnisse für die Sprache einer Gegend, für die Rasse ihrer Bevölkerung wichtiger sind als die politischen und religiösen. Denken wir nur an das oberste Breuschthal und dessen kleine Seitenthälchen, wo das Französische mit Erfolg sich auszubreiten und nach dem Elsass zu vorzudringen strebte. Hier haben wir von Lothringen her den weitgeöffneten, sehr leicht zugänglichen Gebirgspass von Saales, den bequemen Zugang zu einem weiten schönen Thal, wo Landwirtschaft und Industrie seit alten Zeiten blühen. Das lockte naturgemäss den Lothringer an, im elsässischen Gebiete festen Fuss zu fassen. Im Markircherthal dagegen ist der Gebirgspass zwischen Elsass und Lothringen viel schwieriger, so dass hier die Vorwanderung von Elsass her gegen Westen wohl begreiflich ist. In dem ausschliesslich deutschen Münsterthal endlich treffen wir eine Art von kleiner Republik an, bestehend aus der Stadt Münster und den umliegenden



Elsässische Druckerei Strassburg.

BAUER AUS DER UMGEGEND VON SCHLETTSTADT IN DER SONNTAGSTRACHT.



Gemeinden, eine sozial festgeschlossene Gemeinschaft in einem herrlichen Land zwischen hohen Bergen, die keinen anderen Verkehrsweg aufweisen als einen sehr hohen und schwer zugänglichen Gebirgspass, die denkbar besten Bedingungen also, um jeden fremden Einfluss sich vom Leibe zu halten.

Wir sehen also, dass die Sprachgrenze, die im grossen und ganzen auch als Rassengrenze betrachtet werden darf, weder mit den geographischen, noch mit den politischen Grenzen notwendig zusammenfallen muss. Der Mensch lässt sich eben immer und überall von seinem Vortheil leiten; er sucht die günstigsten Bedingungen für seine Existenz zu finden und zögert nicht, sein Heimatland zu verlassen, wenn es ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht mehr gewährleistet.

Es wird unsern Lesern wohl erwünscht sein, den Patois, von dem hier soviel die Rede war, nun einmal selbst näher kennen zu lernen. Wir wollen deshalb eine kleine Erzählung wiedergeben aus einem Werk des 18. Jahrhunderts, das Oberlin, der Bruder des berühmten Pfarrers von Waldersbach, unter dem Titel: «Essai sur le patois lorrain des environs du comté du Ban-de-la-Roche, fief royal d'Alsace», herausgegeben hat.

ARLOTTO

MAVAIS FEYOU DE COMMISSIONS.

In Etalien, qu'on dehait Arlotto, et que s'é fait cnoche poua sis bonons contes et sis piiahantes gausses, s'embarquau pou in vouyaidge. Trobin de sis aimis lo préyeunent de li èchter tote façon d'effaires, au pays d'où qu'il allait. Il ly d'neunent di biyèts, mais il n'y en é qu'inque, que s'aiviseusse de li dnè l'ardgent qu'il falait pou péyi ce qu'il dmandait. Il épiayeu l'ardgent de s'naimi, comme il li aout c'mandé, et n'echteu rin pour tortus lis ates. Quond il fut de retô, il veneunent tortus è dehi lu, pou r'çure lieù effères, et Arlotto li d'heu: «Mensieu, quond dj'ètèie embarqué, dje botteu t'rtus vottis biyèts dsu lo pont do bètiâ, pou li randgi, mais il se levère enne air, que li empontère dedon lè mè, dalà dje n'ai péyi me soveni de ci qu'ètait d'su. Mais il n'y aout inque, que li d'heù, qu'il aout lin epponté dè maitte è in té. Ç'a vrà, li deheu Arlotto, mais ça, qu'il aout evlopè dedon so biyet in nombre de Duquèts, lè pesantou em-

pécheu l'ai de l'emportè comme lis vôtés, qu'ètinent ladgieux, ç'a pou celà, que dje me sovenèie de ci qu'il ni aout d'mandé.»

(Auf deutsch:

ARLOTTO

EIN SCHLIMMER KOMMISSIONNÄR.

Ein Italiener, namens Arlotto, bekannt durch seine guten Geschichten und schlagfertigen Antworten, schiffte sich für eine Reise ein. Er wurde von mehreren seiner Freunde gebeten, für sie in dem Lande, wohin er ging, alle möglichen Sachen einzukaufen. Sie gaben ihm Notizzettel, aber nur ein einziger dachte daran, ihm auch das Geld zu geben, das er für den Einkauf brauchte. Er verwendete das Geld seines Freundes, wie ihm aufgetragen war, und für alle anderen kaufte er nichts. Als er nun zurückgekehrt war, kamen sie alle zu ihm, um die eingekauften Sachen zu holen. Arlotto sagte zu ihnen: Meine Herren, als ich mich eingeschifft hatte, legte ich alle Ihre Zettel auf das Verdeck des Schiffes, um sie zu ordnen, da erhob sich aber ein Wind und warf sie ins Meer; ich konnte mich daher nicht mehr besinnen, was darauf stand. Es war aber einer darunter, der sagte ihm, dass er doch für den und den Stoff mitgebracht habe. Das ist richtig, erwiderte Arlotto, aber dieser hatte in seinen Zettel eine gewisse Zahl von Dukaten eingewickelt und deren Gewicht verhinderte den Wind, den Zettel wegzunehmen wie eure anderen, die leicht waren; daher habe ich mich erinnert, was er mir aufgetragen hatte.)

Das mag eine Vorstellung von diesem Vogesenpatois geben, so wie er gedruckt uns vor Augen tritt. Da ist die Sache gar nicht so schwer zu verstehen; ganz anders aber, wenn man ihn sprechen hört. Alsdann nehmen die bekanntesten Wörter einen ganz fremden Klang an. Die schleppende Sprechweise und die schwere Betonung besonders bringen es mit sich, dass man kein Wort versteht, wenn man die eingeborene Bevölkerung des Steinthales oder der Umgegend von Urbach reden hört.

Nicht leicht ist es, dem Ursprung dieses Patois nachzugehen. Wie schon erwähnt, treffen wir darin viele deutsche Wörter an, noch mehr

französische, die durch Zusätze oder durch Abstossung von Buchstaben entstellt sind, dann aber auch manche Wörter, die weder deutscher noch französischer Herkunft sind und in denen man alte keltische Ausdrücke vermuthet hat.

Von deutschen Wörtern seien erwähnt: *brinqui* (bringen) — *lé cheite* (Scheit) — *chelté* (schelten) — *chlitte* (Schlitten) — *la cappe* (die Kappe) — *le crouc* (der Krug) — *erfaré* (erfahren).

Bezüglich der französischen Wörter, bemerkt Oberlin¹: Zu beachten ist, dass *dch*, *tch*, *dg*, *tg*, die im Englischen, Spanischen und Italienischen vorkommen, sich auch in unserm Patois finden, und gerade wie der Italiener *Civita* — *dchivita* ausspricht, so sagt man im Steinthal *djadin* für *jardin*; *dchotte*, für *choux*; *dchâdgi* für *charger*; *dchwâ* für *cheval*; *vaitche* für *vache*, etc.

Vielfach verändert wird der a-Laut: manchmal spricht er sich aus wie *ai* oder *æ*, sodass es heisst: *mætin* statt *matin*, *le mærdcha* statt *maréchal*, *gaigné* statt *gagné* und *vouyædje* statt *voyage*. In andern Fällen verändert sich das *a* in *o* wie zum Beispiel in *maisondge* für *mésange*, oder in *li longue* für *la langue*. Statt *au* heisst es *â*, wie *âte* für *autre*, *âne* für *aune* und *fâvatte* für *fauvette*. Das *e* verwandelt sich in *a*, *i* oder *o*: *acole* für *école*, *violatte* für *violette*, *lo sâ* für *le sel*, *mendgi* statt *mangé*, *laïchi* für *lainé*, *lo dont* für *la dent*, *lo vonte* für *le ventre*. *Eau* wird zu *ée*: so wird *troupeau* zu *tropée*, *nouveau* zu *nóvée*; *eu* wird zu *ou*: *houre* statt *heure*, *dchassou* statt *chasseur*, oder auch zu *aou*: *paou* statt *peur*.

Das *i* geht bald in *è* über wie in *dère* statt *dire*, bald wird es unterdrückt wie *bru* statt *bruit*, andererseits wird wieder ein *i* eingeschoben und man sagt *terre* für *terre*, *vié* für *ver*, *coulieuve* für *couleuvre*.

Aus dem *o* wird ein *a*: man sagt *valer* für *voler*, oder auch ein *ou*: *rousaie* für *rosée*; manchmal wird ein *o* eingeschoben: *couoraidge* für *courage*, manchmal aber wird das vorhandene *o* auch ausgestossen: *d'rmi* für *dormi*. Der Doppellaut *oi* wird zu *o*: *beson* statt *besoin*, oder zu *ou*: *mouteye* statt *moitié*. Aus dem Doppellaut *ou* wird *o*: *molin* statt *moulin*. Das *u* verwandelt sich in *i*: *in molin* statt *un moulin*, oder in *ou*: *lo mousie* statt *le museau*.

¹ Anmerkung: A. a. O., S. 87 ff.

Die Consonanten werden vielfach weggelassen und man sagt *diabe* statt *diable*, *tenre* statt *tendre*, *do sale* statt *du seigle*, *dchwá* statt *cheval*, *djadin* statt *jardin*. Andere wiederum werden sehr wesentlich verändert: so wird *bl* zu *y* in *taye* statt *table*, *chtaye* statt *étable*; *ch* wird manchmal zu *ss* oder *s*: *branse* statt *branche*, *esseyé* statt *achever*; das *g* verwandelt sich in *v*: *vouadé* statt *garder*.

Von merkwürdigen Wörtern französischen Ursprungs mögen hier angeführt sein: *allandre* (Schwalbe); *bacelle* (Mädchen); *bæteu* (Loch), *cheure* (fallen); *li chline* (die Henne); *domm hall* (Magd); *euchi* (ausgehen); *fidgère* (Rauch); *lo fouoch* (der Ofen); *heudge* (Kasten); *dchère* (fallen); *vot* oder *vó* (der Wind).

Endlich noch — nach Ravenez¹ — einige Wörter, bei denen sich weder deutsche noch französische Herkunft nachweisen lässt:

Aitschégeon	Grind,	Epluë	Funke,
Baichatte	Mädchen,	Geainyai	lügen,
Bâne	blind,	Lavon	Brett,
Baniquiart	schielend,	Nonnai	kosten,
Bat	Kröte,	Gyaisse	Ofen,
Benni	Brunnen,	Gyendre	Haselstaude,
Boëne	Ente,	Gyentschi	Garten,
H'na oder chenache		Taichyate	Klinke,
oder dschenâi	Hexenmeister,	Voctousse	Asche.

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir noch näher auf diese Frage und insbesondere auf die Bemerkungen von Ravenez eingehen. Wir müssen uns mit dem blossen Hinweis begnügen, dass hier offenbar eine Reihe von höchst merkwürdigen Wortbildungen vorliegt, und es im übrigen grösseren Sprachgelehrten überlassen, über den Ursprung dieser Ausdrücke sich den Kopf zu zerbrechen.

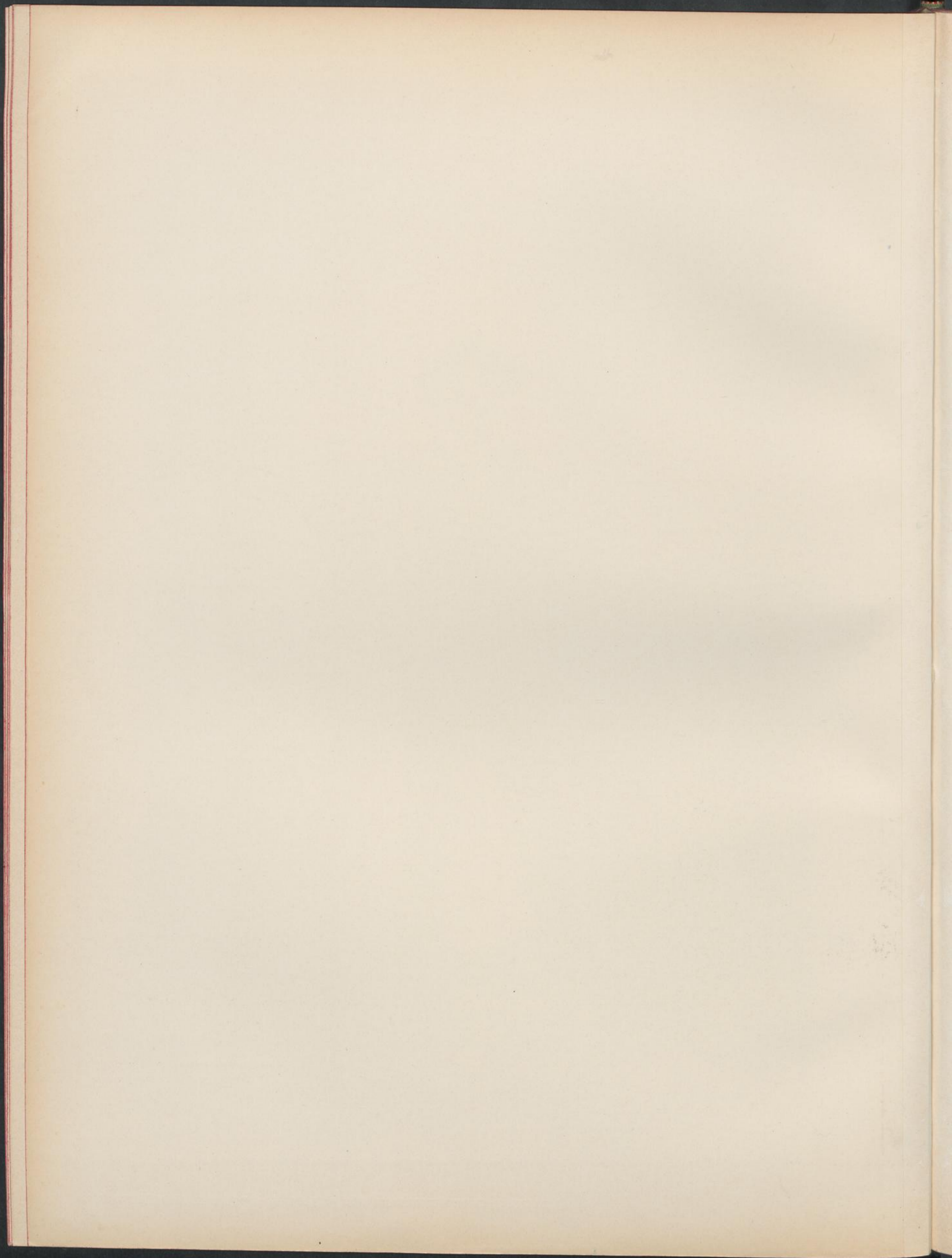
Gleichwie die Sprache eines guten Teiles der Vogesenbewohner wesentlich von der Sprache des übrigen Elsasses abweicht, ebenso lassen auch die Wohnungen in den Bergen auf den ersten Blick einen besonderen, von der Ebene ganz verschiedenen Charakter erkennen. Es muss eben hier mit ganz anderen Bedürfnissen gerechnet werden als draussen im Flachlande, daher ist bei diesen Wohnungen auch eine wesentlich andere Bauart erforderlich: die Wohnzimmer, die Scheune,

¹ *Alsace illustrée*, I, S. 205.



Elsässische Druckerei, Strassburg.

BAUER AUS DER UMGEGEND VON SCHLETTSTADT IN DER ARBEITSTRACHT.



der Heuboden, die Stallungen — alles ist hier unter einem einzigen Dache vereinigt. Die Länge und Strenge der Winter lassen diese Einrichtung begreiflich erscheinen: wenn lange Zeit hindurch das Haus tief im Schnee steckt, wollen die Bewohner natürlich möglichst wenig zum Ausgehen gezwungen sein. Die Wohnräume befinden sich an dem einen Ende des Hauses, die Mitte nimmt die Scheune mit einer grossen Thoreinfahrt ein, am andern Ende sind die Stallungen; vor oder hinter diesen letzteren ist ein Wetterdach angebracht, unter dem sich häufig ein Brunnen befindet mit einem hölzernen Trog, der als Tränke für das Vieh dient. Das Ganze ist mit Stroh, Schindeln oder Ziegeln eingedeckt; unter dem Dach sind die Vorräte an Heu und Stroh untergebracht. Diese Anlage der Gebäude trifft man ebenso in den deutschen Ortschaften an (z. B. in Graufthal, Grendelbruch, Dagsburg) wie auch in den französischen Gemeinden des Steinthals oder bei den Gehöften zwischen dem Rappoltsweiler- und dem Münsterthal.

In dieser letzteren Gegend giebt es besonders merkwürdige Ortschaften, deren Häuser in kleinen Gruppen weithin zerstreut sind. Urbach z. B. mit 2000 Einwohnern umfasst mindestens 30 Annexe, die auf den benachbarten Bergen liegen. All diese malerischen Häusergruppen an den steilen Bergabhängen inmitten spärlicher Getreide- und Kartoffelfelder gewähren einen ungewöhnlich reizvollen Anblick. In langen Linien ziehen sich rauhe Pfade zwischen ihnen hin, eingefasst mit grossen Steinen, die man aus den Feldern herausgeworfen hat; man darf gut zu Fuss sein, wenn man diese Strohhütten besuchen will, die manchmal wie bei Altweier bis zu einer Höhe von 1000 Metern hinaufgehen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie schwer das Leben unter solchen Verhältnissen ist. Drunten im Thal befindet sich die Kirche und um sie herum eine Anzahl von öffentlichen und privaten Gebäuden, die den eigentlichen Kern der Gemeinde ausmachen: das Rathaus, die Schulhäuser, das Pfarrhaus, die Post, der Hufschmied, einige Wirtschaften und etliche Spezereiläden, aus denen die Bewohner der Umgegend ihre Nahrungsmittel beziehen. Die Kinder gewöhnen sich frühzeitig daran, den Ziegen gleich auf den Bergen herumzuklettern; zweimal im Tage laufen sie flink die steilen Pfade entlang, von daheim in die Schule und aus der Schule wieder nach Hause. Es ist eine wahre Freude, die Kleinen mit ihren klappernden Holzschuhen auf

diesen Gebirgspfaden daherkommen zu sehen, die im Winter von Schnee und Eis starren, während im Sommer glühende Sonnenhitze auf ihnen lastet.

Die richtige Jahreszeit für den Besuch dieser merkwürdigen Dörfer ist der Frühling, wenn die Weissdornhecken in Blüte stehen und die Blattknospen, kaum aufgesprungen, einen leichten grünen Schleier um die Stämme und Zweige der Bäume legen. Da lacht die Sonne heiter herab, und ohne Ermüdung steigt man die Höhen hinan, dem fröhlichen Gesang einer Amsel lauschend, die in den obersten Zweigen einer Tanne sitzt, oder dem leisen Gemurmeln einer Quelle, deren kristallklares Wasser den Weg entlang rieselt. Am Abend besonders entfaltet sich ein stimmungsvolles Bild, wenn mit einbrechender Nacht plötzlich die Fenster all dieser über den ganzen Bergabhang zerstreuten Häuschen sich erhellen; hier leuchtet eine ganze Gruppe von solchen Sternchen auf, die der Phantasie reichlich Nahrung giebt, dort erglänzt ein einsames Licht, hie und da wandert langsam eine Laterne von dem einen zum andern Gehöfte.

Wenn im Sommer die Sonnenhitze über den Bergabhängen brütet, haben diese Leute ein schweres Dasein. Die Arbeiten sind ungemein ermüdend, insbesondere die Heuernte, die hier die Hauptsache bildet. Es ist keine Kleinigkeit, an den steilen Abhängen das Gras zu mähen, und ist dieses dann getrocknet, so muss es zu grossen Ballen zusammengefasst werden, die man auf dem Rücken nach Hause trägt; denn der Verkehr mit Wagen ist natürlich auf diesen Höhen auf das äusserste beschränkt.

Die Bergdörfer haben gewöhnlich sehr grossen Gemeindebesitz, der von den Gemeindeangehörigen unmittelbar teils zur Viehweide teils zu Getreide- oder Kartoffelbau benutzt wird. Alle zwei Jahre wird ein bestimmter Teil von diesem Grund und Boden in Anteile zerlegt, die dann unter die Bürger verlost werden. Im ersten Jahr wird nun der Boden umgebrochen und der Ginster und was sonst an Kräutern den Boden bedeckt, verbrannt, worauf man Kartoffeln pflanzt; im zweiten Jahr wird Korn angebaut; alsdann bleibt der Boden wieder brach liegen und dient als Weideland. Auf diese Weise verschafft sich die Bevölkerung ihren Lebensunterhalt, indem die meisten noch ein kleines Gewerbe neben der Landwirtschaft betreiben. Gewöhnlich sind es Weber oder Holzschuhmacher, und namentlich das letztere Gewerbe

ernährt recht gut seinen Mann, da die Holzschuhe die einzige Fussbekleidung sind, die von den Bergbewohnern auf deutscher wie auf französischer Seite getragen wird. Im deutschen Sprachgebiet wird auch niemals das Wort «Schuh» für sich allein gebraucht, sondern stets nur in den Verbindungen «Holzschuh» oder «Lederschuh», und dem entsprechend ist auch nur von dem «Holzschuhmacher» oder dem «Lederschuhmacher» die Rede. Der Gebrauch der schweren Holzschuhe macht sich begreiflicher Weise auch in dem Gange und bei der Art und Weise, wie die Leute die Berge hinansteigen, bemerkbar: sie biegen die Kniee ein und machen sehr lange, aber regelmässige Schritte. Wenn sie nichts zu tragen haben, werden die Hände auf den Rücken gelegt oder die Arme über der Brust gekreuzt; die Frauen pflegen die schweren Körbe ganz frei auf dem Kopf zu tragen.

Dank der Landwirtschaft, bei der die Viehzucht die Hauptrolle spielt, und dank der erwähnten kleinen Nebengewerbe herrscht bei diesen Bauern mehr Wohlhabenheit als man annehmen möchte, wenn man ihnen begegnet. Die Wohnzimmer sind gut eingerichtet und werden sehr sauber gehalten. Der kleine Hausgarten liefert etwas frisches Gemüse; damit kommt einige Abwechslung in die gewöhnliche Kost, die aus Milchspeisen und Kartoffeln besteht. Derselbe Garten liefert auch Blumen: Kapuziner, grosse Balsaminen, Sonnenblumen, sogar Rosen; ganz besonderer Wert wird darauf gelegt, vor den Fenstern recht prachtvolle Geranien zu haben. Diese trifft man hier überall an und zwar vielfach in sehr schönen Exemplaren; liebevoll gepflegt, werden sie den Winter über im Keller gut eingedeckt; nicht selten sieht man hier solche Blumenstöcke in einer Grösse, die man für gewöhnlich bei den Gärtnern nicht antrifft.

So wird also im Sommer das arbeitsvolle Leben doch einigermaßen verschönert. Dagegen giebt es nichts, das es auch im Winter etwas angenehmer zu gestalten vermöchte; er ist die Zeit der langen Nächte und des langen Schlafes — nicht umsonst ist das Murmeltier ein Bewohner der Berge. Nur am Sonntag verlässt man das Haus, um den Gottesdienst zu besuchen; schwer genug hält es, sich einen Weg zu bahnen durch die Schneemassen, die der Wind in den eingeschnittenen Wegen zusammengeweht hat.

Fréland und La Baroche bilden wohl die merkwürdigsten Beispiele dieser hier beschriebenen Ortschaften. Bei der letzteren zählt

man etwa 20 Annexe, teils Einzelgehöfte, teils Weiler, von denen hier einige Namen angeführt sein mögen: *Crâ, la Rouge-Crange, Chalprès, les Christès, la Chapelle, Léman, Rochure, la Rochette, Gireaugoutte, les Évaux, etc.* Bei Fréland findet man *Bââ, le Tschénor* (le chat noir), *Knollpré, Noiregoutte, la Queue de l'A, la Chaude-Côte, la Belle-Fouchelle* (la belle fourchette), *Taupré, Chamont, la Descendue, la Pierreuse-Goutte, etc.* Bei *Hachimette* giebt es gleichfalls ein *Bââ* und zu *Orbey* gehören *les Basses-Huttes* und *les Hautes-Huttes, les Champs-Simon, le Creux-d'Argent, Bethléhem, Dchiaigayas*¹, *le Faudé*.

Alle diese Ortschaften tragen jetzt deutsche Namen: *La Baroche* ist zu Zell geworden, *Orbey* zu Urbeis, *Hachimette* zu Echelmer und *Fréland* zu Urbach nach dem Wasser, das im Thale fliesst. Bezüglich des letzterwähnten Namens mag hier eine kleine Bemerkung gestattet sein. Wenn man die Namen der Ortschaften verdeutschen wollte, hätte sich für Fréland vielleicht etwas Besseres finden lassen als Urbach. Das Wort Fréland selbst könnte recht wohl deutschen Ursprungs sein und nichts anderes als «Freiland» bedeuten, wie das schon Baquol und Ristelhuber angenommen haben². Diese sprachen sich folgendermassen darüber aus: «Bis vor 350 Jahren findet man keine Spur von diesem Dorfe, das älteste Haus datiert von 1527. Eine Legende von grosser Wahrscheinlichkeit leitet das Wort Fréland von dem deutschen Worte Freiland ab. Die ersten Bewohner wären darnach Köhler gewesen, die sich bei Wiederaufnahme der Minenarbeiten von Markkirch im 16. Jahrhundert in diesem Thale ansiedelten; da sie weder dem Zehnten noch sonst einer Abgabe unterworfen waren, nannte man den Ort Freiland..... Der Weg, der von Fréland nach Eschery führt und der «Weg der Maultiertreiber» heisst, legt die Vermutung nahe, dass man hier die Erze transportierte, als die Wälder auf der anderen Seite bereits erschöpft waren.»

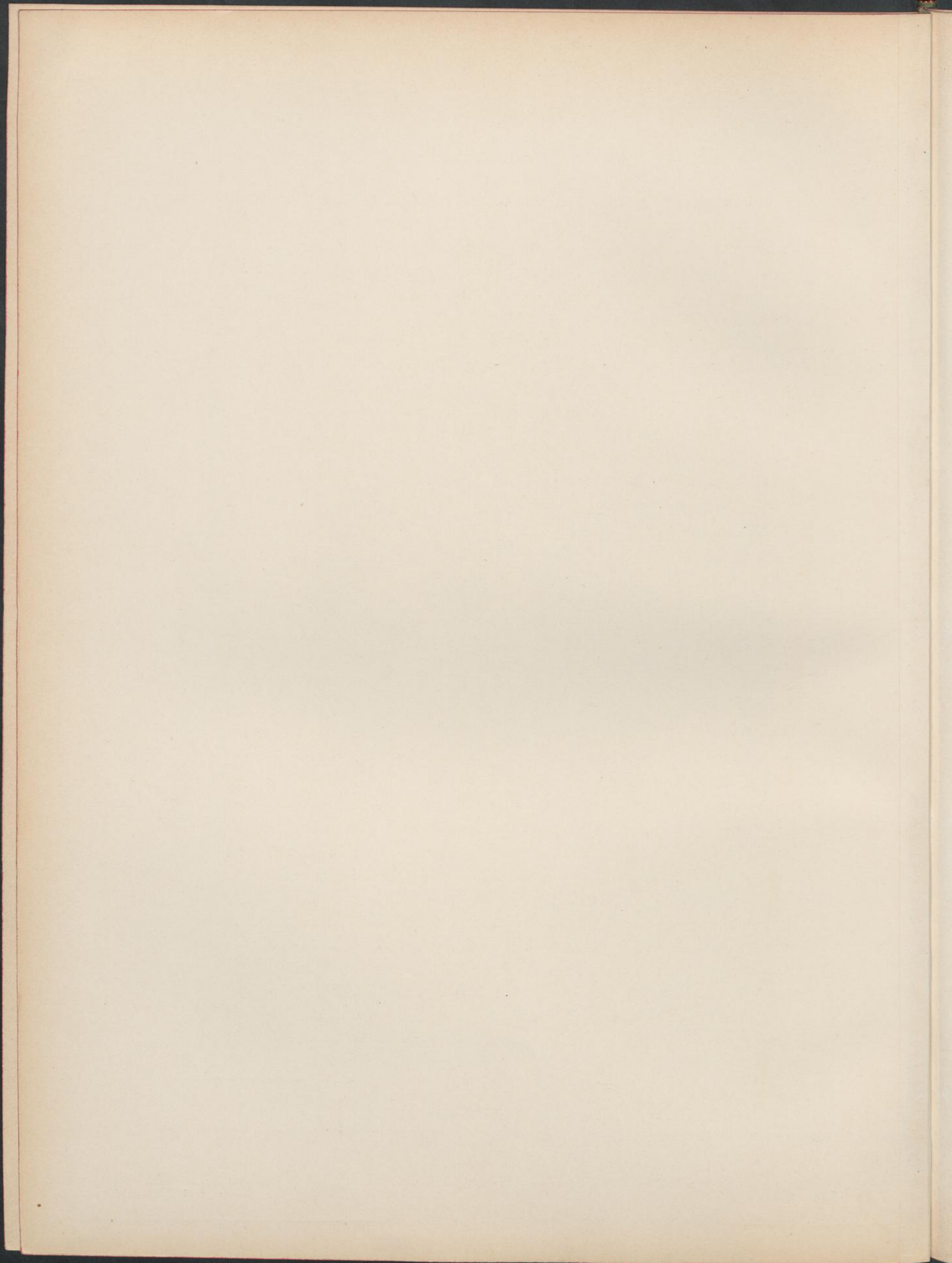
Ich bin nicht ganz mit dieser Auffassung einverstanden; denn ich denke mir, dass auch im 16. Jahrhundert von allen Abgaben befreite Gebiete nur selten vorgekommen sind. Immerhin möchte ich noch auf eine Thatsache hinweisen, die sich leicht feststellen lässt. Wenn man

¹ Dieses Wort bedeutet vielleicht nichts anderes als: *Chez-la-Pie*; im Patois ist *Dchi* soviel wie *chez* und *la pie* wird zu *aiguiasse*.

² Dictionnaire topographique, Artikel: *Fréland*.



Elsässische Druckerei, Strassburg.



zwischen Rappoltsweiler und Münster sich von dem Elsass her dem Innern der Vogesen zuwendet, so durchschreitet man zuerst die prächtigen Waldungen der reichen Gemeinden von Rappoltsweiler, Kienzheim, Siegolsheim, Reichenweier, Ammerschweier, Kaysersberg und Türkheim. Diese Waldungen bedecken die ersten Abhänge der Berge und dringen auch ziemlich tief in den eigentlichen Gebirgsstock der Vogesen vor. Man trifft hier nur einige Forsthäuser in den Wäldern, in den Thälern aber die gewohnten Industrien an: erst Spinnereien und dann Sägemühlen. Erreicht man das Ende dieser stattlichen Gemeindewaldungen, so verändert sich mit einem Schlage das Bild: alles ist urbar gemacht, mehr oder weniger fruchtbare Felder sind an die Stelle des Waldes getreten; allenthalben tauchen die zerstreuten Ansiedelungen auf, von denen vorher die Rede war, und man befindet sich plötzlich inmitten einer Bevölkerung von ganz anderer Rasse, von ganz anderer Sprache und anderen Lebensgewohnheiten. Diese ganze Gegend gehörte einstmals zu den Herrschaften von Orbey und Hohnack, die wiederum Besitztum der Grafen von Rappoltsstein waren und Les Basses-Huttes, Foru, Fréland, Hachimette, Les Hautes-Huttes, La Baroche, La Poutroie, Le Bonhomme, Longtrait, Orbey, Ribeaugoutte und Thannet umfassten. Setzt man dann die Wanderung nach dem Westen fort, so stösst man gewöhnlich wieder auf grosse Waldungen, die teils herrschaftlicher, teils Gemeindebesitz sind. Es liegt also in der That die Annahme nahe, dass diese Bergansiedelungen, die uns hier beschäftigen, in einem gewissen Zeitpunkte dadurch entstanden sind, dass ein Stück eines zuvor ungetheilten Territoriums unter Kolonisten aufgeteilt wurde; jeder davon mag das Recht erhalten haben, inmitten des ihm zugefallenen Loses sich ein Haus zu bauen, einerseits um den in dieser Gegend so schwierigen weiteren Transport zu vermeiden, andererseits um die endgiltige Besitzergreifung des Bodens auch äusserlich zur Geltung zu bringen. Damit würde sich die Einzellige dieser Gehöfte ohne weiteres erklären lassen, ebenso die übermässige Abholzung wie auch jene mannigfaltigen Bezeichnungen. Trifft diese Annahme zu, dann würde also Freiland ein Gebiet bezeichnen, wo jeder sich seinen Anteil an einem gemeinsamen Besitz für immer zu eigen machen konnte, im Gegensatze zu den Ortschaften des Flachlandes, wo die Gemeindegüter nicht den einzelnen Bürgern der Gemeinde, sondern dieser selbst als einer

juristischen Persönlichkeit gehören, die Eigentum erwerben und besitzen kann.

Wenn wir südwärts in das Münsterthal hinabsteigen, kommen wir ohne jeden Uebergang wieder in deutsches Sprachgebiet. Als ich einmal diese Gegend durchwanderte, begegnete ich einer Anzahl Frauen, die Heidelbeeren pflückten; sie gingen in dem Busch herum mit einem hölzernen Instrument, das eine Art von Kamm und von Schaufel zu gleicher Zeit war; damit strichen sie flink die kleinen Beeren ab, die sie in einem am Gürtel befestigten Gefässe sammelten. Diese Frauen sprachen unter sich Patois und verstanden sonst nur französisch. Kaum hundert Meter davon entfernt stiess ich auf einen Mann, der Kühe hütete; ich redete ihn auf französisch an und bat um eine Auskunft; er verstand mich aber nicht, da er nur deutsch sprach. Wie merkwürdig, dass so die Leute fast Thüre an Thüre nebeneinander wohnen, ohne sich verständlich machen zu können, wie man das auch in Steige und im Breuschthal beobachten kann.

Mit der Aenderung der Sprache nehmen wir auch eine Aenderung der Lebensgewohnheiten wahr: im deutschen Sprachgebiet sind die Wohnungen nicht mehr über grosse Strecken zerstreut, sie liegen vielmehr im Thalgrund ziemlich beisammen, und die Berge werden nur den Sommer über bewohnt. Die Herstellung von Käse ist hier das verbreitetste landwirtschaftliche Gewerbe; in Tausenden von Kilogrammen wird bekanntlich der berühmte Münsterkäse nach allen Richtungen versandt. Ein Melker — so heissen diese Käsefabrikanten — hat oft gegen dreissig oder auch noch mehr Kühe zu besorgen, sei es dass er sie zu eigen besitzt, sei es dass sie nur für die Käseperiode gemietet sind; im letzteren Falle werden dafür etwa 60 Franken zum voraus bezahlt. Im Winter wird das Vieh in den Dörfern gefüttert, im Sommer aber auf den Bergen, wo es von Ende April bis zum September sich aufhält; den Tag über ist es draussen auf der Weide, nur des Abends kehrt es in die Sennhütte zurück, die in der Nähe einer frischen Quelle angelegt ist.

Die baulichen Einrichtungen einer solchen Sennhütte sind die denkbar einfachsten. Gewöhnlich besteht sie aus zwei verschiedenen Gebäuden: das eine ist ziemlich gross und dient als Stall, das andere dagegen winzig klein und wird gleichzeitig als Käserei und als Schlafzimmer des Melkers benutzt. Der Stall ist sehr niedrig, sodass man kaum auf-

recht darin stehen kann; das Vieh liegt hier auf einem Holzboden ohne Streu; der Dünger wird in hölzernen Rinnen gesammelt und jeden Morgen mit Wasser hinausgeschwemmt. Ungleich merkwürdiger ist der erwähnte zweite Raum, Schlafzimmer und Käsefabrik zu gleicher Zeit. Man denke sich ein Zimmerchen von zwei bis drei Metern im Quadrat; die eine Wand ist von einer Thüre, die andere von einem kleinen Fenster durchbrochen. Das Hauptstück in diesem engen Raume bildet ein mächtiger kupferner Kessel, der von einem in die Holzdecke eingetriebenen Hacken herabhängt. Unter ihm befindet sich ein Herd, dessen Rauch eigentlich durch eine im Dach angebrachte Oeffnung entweichen sollte; zum guten Teil zieht er es aber vor, sich im Zimmer selbst auszubreiten und hier alles mit einem Tone zu überziehen, dessen Färbung man sich leicht vorstellen kann. An den Wänden sind Bretter angebracht mit hölzernen Formen, in denen die Käse langsam abtropfen, und mit gleichfalls hölzernen Eimern, die mit frischer oder geronnener Milch gefüllt sind. Neben der Thüre steht ein kleiner Tisch vor einer Bank, die an der Mauer befestigt ist; in der Ecke endlich sehen wir eine Art von offenem Kasten, der mit Stroh und durren Blättern gefüllt, dem Melker als Bett dient. Trotz des Russes, der sich überall breit macht, herrscht im allgemeinen die grösste Sauberkeit; insbesondere werden die Gerätschaften für die Milchbesorgung auf das sorgfältigste rein gehalten, da hiervon zum guten Teil der Erfolg der ganzen Käserei abhängt.

In diesem mehr als bescheidenen Raume bringt der Melker fünf Monate des Jahres zu, manchmal ganz allein, manchmal, wenn seine Herde besonders zahlreich ist, in Gesellschaft eines Sohnes. Von Zeit zu Zeit findet sich die Frau ein, die im Dorfe zurückgeblieben ist, und versorgt ihren Mann mit frischen Nahrungsmitteln; Milchspeisen und Kartoffeln mit Speck bilden den Gegenstand der Mahlzeiten, bei denen von weiterer Abwechslung keine Rede ist. Die Abfälle der Käsebereitung werden gewöhnlich dadurch verwertet, dass man ein Schwein mästet, für das neben der Sennhütte eine Unterkunft geschaffen ist.

Bei schönem Wetter ist so ein Melker keineswegs zu beklagen; der Tag ist reichlich mit Arbeit ausgefüllt, die aber im allgemeinen nicht allzu ermüdend ist. Bei Tagesanbruch verlässt er seinen Schlafwinkel, melkt die Kühe, lässt sie aus dem Stall heraus, reinigt den letzteren, besorgt die Milch und sucht dann seine Herde auf. Die

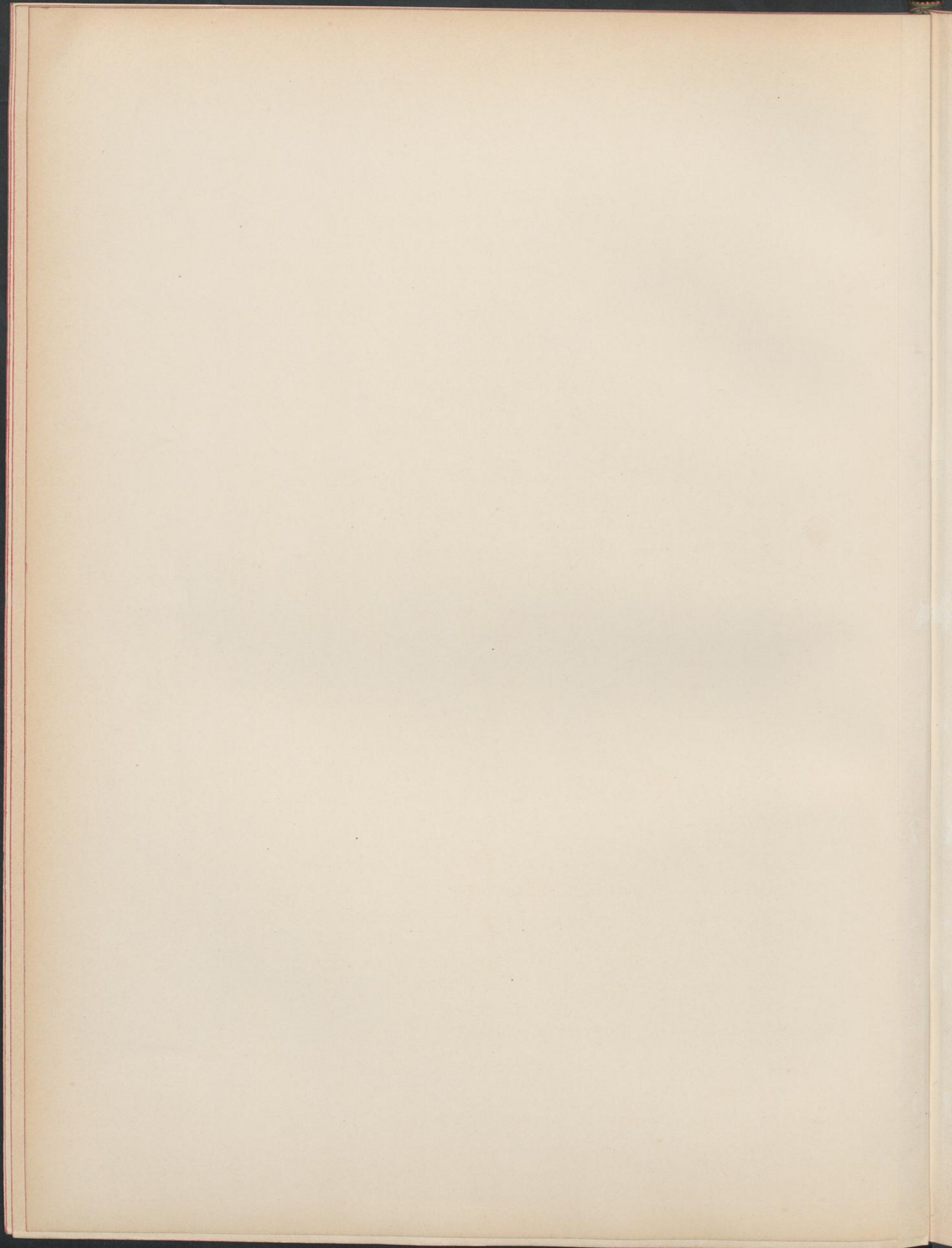
Tiere sind daran gewöhnt, beisammen zu bleiben und denen unter ihnen zu folgen, die eine Schelle tragen. Des Abends treibt der Melker seine Kühe frühzeitig heim, melkt sie wieder und besorgt dann die Milch und den Käse. Aber es kommen auch schlimmere Zeiten, in denen das Leben viel weniger gemütlich ist. Zu Beginn und am Ende des Aufenthalts muss das Vieh nicht selten wegen des Schnees im Stall bleiben; denn in einer Höhe von 1000 oder 1200 Metern schneit es noch im Monat Mai und schneit es schon wieder im September. Da nun in der Hütte keine grösseren Heuvorräte aufgestapelt sind, so kann man sich leicht vorstellen, welche Sorgen eine längere Dauer des Unwetters für den armen Melker mit sich bringen muss, bis er sich ängstlich die Frage überlegt, ob er nicht besser daran thut, mit seiner Herde in das Thal hinabzusteigen. Alsdann kommen selbst im Sommer in diesen Höhen gewaltige Stürme vor, die Berge scheinen zu zittern, der Orkan entwurzelt die kräftigsten Bäume, die Thäler widerhallen vom Rollen des Donners. Da wird der Aufenthalt in der engen Hütte neben der geängstigten Viehherde so ungemütlich wie nur möglich. Sobald aber der Sturm sich gelegt hat, die Sonne wieder freundlich strahlt, das um so frischere und dichtere Gras eine noch kräftigere Milch giebt, vergisst der Melker die ausgestandenen Mühseligkeiten und nimmt freudig seine eintönige Arbeit wieder auf. Bereitwillig wird er dem Wanderer, der ihn des Morgens bei seiner Arbeit antrifft, den Durst mit frischer Milch löschen; nur darf man nicht verlangen, dass er das erquickende Getränk in einem besonders eleganten Gefäss anbiete: er wird einen kleinen, bis an den Rand gefüllten hölzernen Kübel dem Gaste vorsetzen, der nun nach Belieben daraus trinken oder mit einem gleichfalls hölzernen runden Löffel daraus schöpfen mag. Mit freundlichem Lächeln wird er dem Fremden guten Appetit wünschen und dann ruhig wieder an seine Arbeit zurückkehren; er ist nicht sehr unterhaltsam und es interessiert ihn recht wenig, woher der Tourist kommt oder wohin er geht.

Sehr schlimm ist es, wenn ein Melker in dieser Bergeinsamkeit von einer Krankheit befallen wird. Man hat mir in dieser Hinsicht einmal eine gar traurige Geschichte erzählt: Ein Melker hatte seine Sennhütte an einer ganz besonders einsamen Stelle in den Bergen. Seit mehreren Wochen hatte er sie mit einem Dutzend Kühe bezogen,



Elsässische Druckerei, Strassburg.

WINZERIN (Ottrott).



da machte sich seine Frau auf den Weg, um ihrem Manne den Vorrat an Kartoffeln und geräuchertem Speck zu erneuern. Am frühen Morgen war sie vom Dorfe fortgegangen, und als sie sich nun dem Stalle neben der Sennhütte näherte, hörte sie die Kühe jämmerlich brüllen. Beunruhigt stiess sie die Stallthüre auf und erblickte das arme Vieh in einem kläglichen Zustande: abgemagert und mit verstörten Blicken suchten die Tiere von der Kette loszukommen; zwei von ihnen lagen am Boden und gaben kein Lebenszeichen mehr von sich. Als die Frau sie losmachte, rannten sie keuchend und taumelnd auf den Wassertrog zu, um sich darnach mit sichtlichem Heisshunger auf das Gras zu stürzen. Offenbar hatten die Kühe schon mehrere Tage hindurch weder zu trinken noch zu fressen gehabt. Wo war also ihr Herr und Meister? Zitternd betrat die Frau den Raum, der als Schlafzimmer diente, und sah da ihren Mann leblos auf dem Bette ausgestreckt; er hatte einen Schlaganfall erlitten, stiess nur noch einige unverständliche Laute aus und verschied, während man ihn nach dem Dorfe hinabtrug.

Ein ander Mal kehrten die Kühe eines Melkers allein in das Dorf zurück; man stieg sofort zu der Sennhütte hinauf und fand den Melker tot auf dem Boden liegend, am ganzen Körper mit Wunden bedeckt; von einem wütenden Stier war er so schrecklich zugerichtet worden.

Das Kostüm des Melkers ist höchst einfach. Es besteht aus grossen Holzschuhen, einer Hose und einem Hemde, das vorne über der Brust offen und an den Aermeln bis zum Ellenbogen aufgestülpt ist. Dieser Anzug würde überhaupt keine besondere Erwähnung verdienen, wenn er nicht in der Kopfbedeckung eine Merkwürdigkeit aufwiese. Diese besteht nämlich in einer Art von Käppchen aus sehr dichtem und hartem Leder ohne Schirm; manchmal ist sie mit kleinen Troddeln gleichfalls aus Leder und mit eingepressten Figuren verziert, so etwa mit den Anfangsbuchstaben des Eigentümers oder seines Vaters; denn diese Kappen vererben sich häufig auf mehrere Generationen. Die Zweckmässigkeit dieser Kopfbedeckung in einer Gegend, wo es so wenig Schatten giebt, habe ich nie verstanden; man möchte meinen, dass hier ein ordentlicher Strohhut eher angezeigt wäre. Als ich aber einmal einem Melker gegenüber diese Meinung äusserte, erwiderte er, diese Kappe hätte den Vorteil, dass man sich nicht an den niederen Deckenbalken des Stalles den Kopf einrenne.

Im übrigen muss man, um in den Bergen eine charakteristische Volkstracht anzutreffen, bis nach Metzeral im Münsterthal gehen. Hier tragen die Frauen als Kopfputz eine Art von kleiner, schwarzer Mütze, die vorne an der Stirn spitz zuläuft und mit zwei gleichfalls schwarzen Bändern unter dem Kinn gebunden wird. Vorn an der Mütze dient eine ganz kleine Schleife aus schwarzen Bändern als Schmuck. Auch der übrige Anzug ist schwarz; er besteht aus einem sehr kurzen Rock, einer Schürze und einem geschnürten Mieder, das an zwei Bändern über die Schultern getragen wird; die Hemdärmel gehen bis zu den Ellenbogen. Wenn die Frauen zur Kirche oder in die Stadt gehen, tragen sie über dem Mieder einen schwarzen Mantel.

Hier in Metzeral treffen wir auch wieder die Brautkronen aus Flittergold an. Es ist merkwürdig, wie dieser Brauch sich mit solcher Festigkeit von den Dörfern der Weissenburger Ebene bis in das hintere Münsterthal, durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch erhalten hat. Unsere Leser werden sich erinnern, dass wir ihn schon in dem «Trachtebüchlein» des 17. Jahrhunderts angetroffen haben, aus dem seinerzeit einige Beispiele wiedergegeben wurden.

Wie wir gesehen haben, ist der Melker im grossen und ganzen eine Art von Landwirt, der sein Gewerbe unter besonderen Umständen betreibt. Viel unmittelbarer bildet das Gebirge und insbesondere der Wald die wirtschaftliche Grundlage für das Dasein einer anderen Klasse von Menschen; wir meinen die Holzhauer, denen wir alle auf unseren Wanderungen in den Vogesen so häufig begegnen, diese abgehärteten Arbeiter, deren Beruf zweifellos zu den mühseligsten gehört, die es überhaupt giebt. Mit grosser Treue ist das Leben und Treiben dieser Leute in den bekannten Zeichnungen von Théophile Schuler dargestellt.

Die Holzhauer sind gewöhnlich in Gruppen organisiert; sie thun sich 10, 12 oder 15 Mann stark zusammen und übernehmen gemeinschaftlich das Abtreiben eines Holzschlages. Sie haben die Bäume zu fällen, sie abzuästen, zu schälen, die Stämme als Bau- oder Brennholz zuzurichten und endlich das Ganze nach einem Holzplatze zu transportieren, der für Wagen zugänglich ist. Ihre Bezahlung richtet sich nach der Zahl der Stere oder Holzhaufen, die sie auf den Holzplatz liefern. Die Festsetzung dieses Preises erfordert eine grosse Erfahrung; denn zunächst handelt es sich um die Schätzung des ungefähren Kubikinhalts des Schlages und dann um die Berücksichtigung

der besonderen Transportbedingungen. Es giebt Holzschläge, die so weit von dem betreffenden Holzplatze entfernt sind, dass man an einem Tage überhaupt nur eine Fahrt unternehmen kann. Sind die Bedingungen verhandelt und beiderseits angenommen, so machen sich die Holzhauer gewöhnlich in der gleichen Weise an das Werk, wie man sich das Ausroden eines Urwaldes vorzustellen pflegt: sie erbauen sich ein Blockhaus. An einem geschützten Punkte, bei einer Quelle oder am Ufer eines Baches, errichten sie ein Gebäude aus übereinander gelegten Baumstämmen in der Form eines Rechteckes; an der einen Schmalseite befindet sich die Eingangsthüre, an den Langseiten sind Fensteröffnungen ausgespart; das beiderseits stark abgeschrägte Dach besteht aus Stangen, die mit Erde bedeckt sind; alle Fugen sind sorgfältig mit Moos ausgestopft. Die Küche befindet sich gewöhnlich vor der Baracke unter freiem Himmel; für den Fall länger andauernden Unwetters ist aber auch mitten in dem einzigen Gemach, das der Innenraum bildet, ein Herd und darüber ein Rauchfang im Dache angebracht. Das ganze Innere ist mit einer Art von sehr breiten Bänken ausgestattet; diese sind mit Tannenzweigen und Moos bedeckt und dienen den Tag über als Sitze und des Nachts als Betten. In diesen malerischen, aber recht wenig behaglichen Baracken wohnen die Holzhauer den ganzen Sommer über vom Montag bis zum Samstag jeder Woche; den Sonntag bringen sie gewöhnlich zu Hause zu, um zur Kirche zu gehen, Weib und Kind wieder zu sehen und um ihre Lebensmittelvorräte zu erneuern.

Sobald die Baracke fertig ist, macht man sich tapfer an die Arbeit, und bald hört man von allen Seiten die gleichmässigen Axthiebe, das Knirschen der Säge oder das dumpfe Krachen eines niederstürzenden Baumes. Es ist übrigens keine Kleinigkeit, einen dieser hundertjährigen Riesen bis zu 25 Meter Höhe zu Boden zu strecken. Dazu ist eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit erforderlich: es gilt nicht nur, den Baum zu fällen, sondern auch nach Möglichkeit alles zu schonen, was rings herum steht; es ist natürlich ganz etwas anderes, einen Baum von solchem Umfange inmitten eines dichten Waldbestandes niederzulegen, als auf freiem Felde. Die grösste Kunst des Holzhauers besteht darin, dass er die Richtung feststellt, in welcher der Baum fallen muss, und dann sozusagen mit mathematischer Sicherheit dafür sorgt, dass der Fall auch genau in dieser Richtung statt-

findet. Man macht zunächst mit der Axt dicht über dem Boden einen starken Einschnitt auf der Seite, nach welcher der Baum fallen soll. Alsdann wird auf der entgegengesetzten Seite mit der Säge angefangen. Ist diese tief genug in den Baum eingedrungen, dann hilft man mit eisernen Keilen nach, die mit mächtigen Hammerschlägen eingetrieben werden. Durch dieses abwechselnde Bearbeiten des Baumes mit Säge und eisernen Keilen wird der Sturz vorbereitet, bis er dann endlich unter gewaltigem Getöse genau in der gewünschten Weise von statten geht.

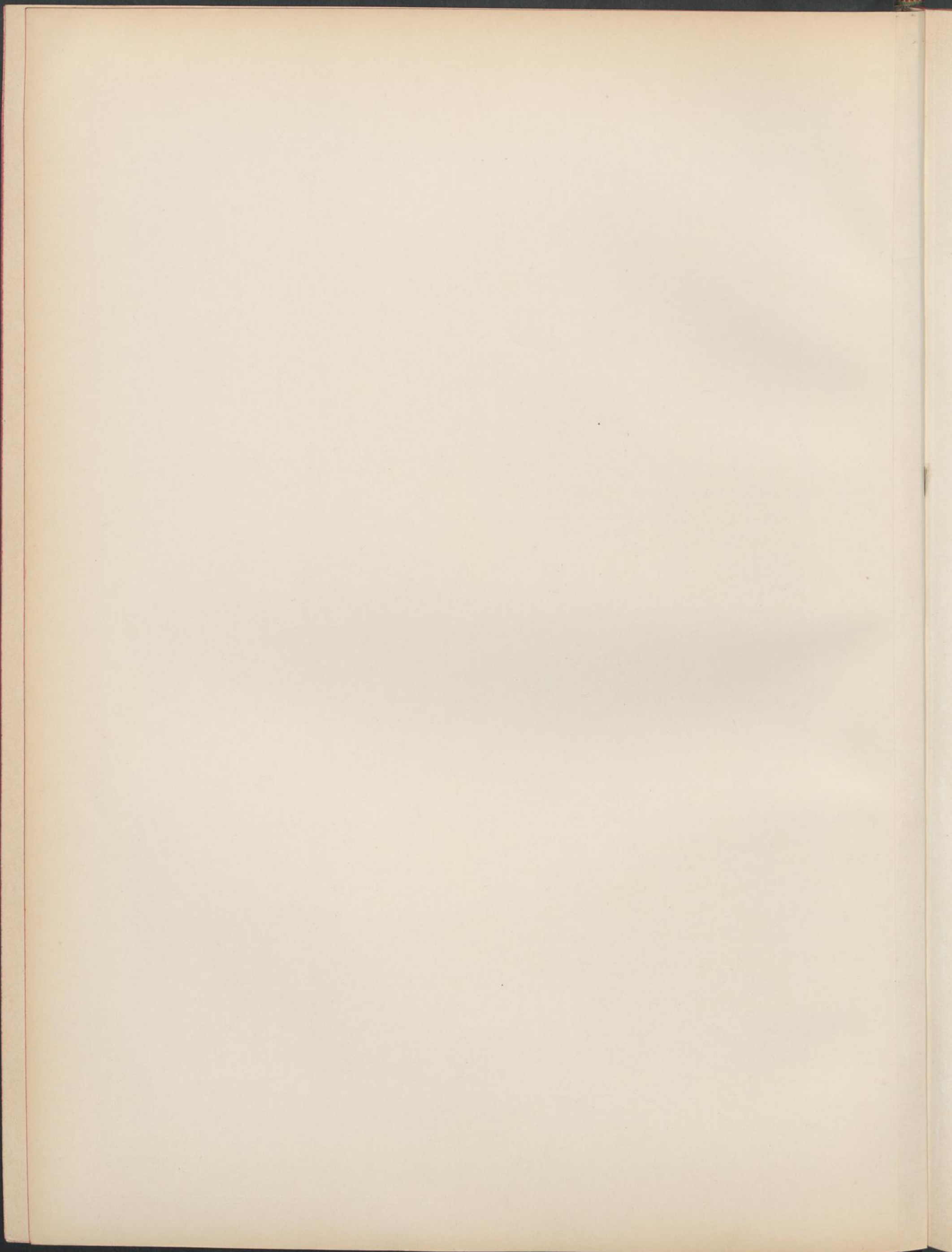
Recht geräuschvoll also vollzieht sich der erste Teil dieser Thätigkeit; der zweite ist weniger lärmend, aber noch gefährlicher. Bekanntlich erfolgt der Transport des Holzes auf Schlitten, deren Gestell nach vorne in zwei Hörner ausläuft. Der Holzknecht stellt sich nun zwischen diese beiden Hörner, die er mit den Händen fest anfasst, und mit dem Rücken gegen das aufgeladene Holz gestemmt, leitet er die Bewegung des gefährlichen Fahrzeuges. Um dessen Herabgleiten zu erleichtern, richtet man dafür einen besonderen Weg her mit nicht zu starkem, aber auch nicht zu geringem Gefälle, und auf diesem Schlittenwege werden der Quere nach tannene oder buchene Holzscheiter gelegt, die teilweise durch eingeschlagene Pflöcke am Boden befestigt werden; sie bilden also eine Art von Leiter, die auf dem Boden aufliegt. Diese Querhölzer haben einen doppelten Zweck: einmal erleichtern sie das Herabgleiten der Schlitten, dann aber bieten sie dem Fusse des Holzhauers, der wie gesagt mit den beiden Schlittenhörnern in den Händen und den Rücken gegen die Ladung gestemmt daherkommt, feste Stützpunkte dar, um Herr des Fahrzeuges zu bleiben, auf das bis zu drei Stere Holz aufgeladen werden. Auf dem langen Wege, der so zurückgelegt werden muss, giebt es dann noch besonders gefährliche Punkte: die Hohlwege, über die eine Art von Brücke gelegt ist, sodass zwischen den Querhölzern beängstigend weite Zwischenräume freibleiben. Da gilt es, einen sichern Tritt zu haben und nicht zu straucheln, und jeden Augenblick der Herrschaft über das Fahrzeug gewiss zu sein; ein Fehltritt würde sichern Tod bringen.

Gewöhnlich wird ein solcher Transport von einer ganzen Reihe von Schlitten mit einem Zwischenraume von fünf bis sechs Metern auf einmal bewerkstelligt, damit man sich im Notfall gegenseitig Hilfe bringen kann. Die gesamte Aufmerksamkeit der Führer ist auf den



C. Spindler

Elsässische Druckerei, Strassburg.



schwierigen Weg gerichtet; man hört keinen Laut als das Schleifen der Fahrzeuge über die Querhölzer und das Aechzen der Schlitten, die sich unter ihrer schweren Last biegen.

Ist der Transport glücklich vollendet, so müssen die Schlitten wieder auf die Höhe gebracht werden, was nicht geringe Anstrengung erfordert. Man schleppt dieselben, die einige dreissig Kilogramm schwer sind, auf dem Rücken von dem Holzplatze bis zu der Stelle, wo das Holz gefällt wird.

Man sollte nun meinen, dass diese Leute bei ihrer Arbeit in freier Luft und bei der vielen Bewegung sich einer prächtigen Gesundheit erfreuen müssten. Leider ist das aber nicht der Fall. Zu der Ueberanstrengung und der mangelhaften Ernährung kommt die leidige Neigung zum Alkohol, den sie schliesslich in ganzen Gläsern trinken, ohne Rücksicht auf die Qualität des Stoffes. Man kann sich ja wohl vorstellen, wie der Holzhauer dazu kommt, gerade auf den Alkohol besonderen Wert zu legen: von Wasser und Holz abgesehen, muss er alles, was er zu seinem Lebensunterhalte braucht, aus weiter Ferne mühsam herbeischleppen, und er zieht also begreiflicher Weise das vor, was bei dem geringsten Umfange die grösste Wirkung erzielt. Letzteres ist bei dem Alkohol scheinbar der Fall; dass er gleichzeitig allmählich eine gewisse Verrohung und Abstumpfung des ganzen Menschen nach sich zieht, kommt leider diesen Leuten nicht zum Bewusstsein, die im übrigen ehrenhafte und tapfere Arbeiter sind, denen man inmitten der Waldeinsamkeit jederzeit gerne begegnet. Ihr langsamer und schwerfälliger Gang, ihr schweigsames und eher etwas düsteres Wesen passen recht gut zu der Vorstellung, die man sich von den Besiegern der alten Waldriesen machen mag.

Nachdem wir uns bisher über die Holzhauer unterhalten haben, liegt es nahe, nunmehr des Sägemüllers zu gedenken.

Wenn man nach langer Wanderung über die Bergeshöhen, endlich wieder in ein Thal hinabsteigt, wird das erste Haus, das man antrifft, in der Regel eine Sägemühle sein; und es ist ein eigentümliches Gefühl, nach dem langen einsamen Marsche durch die herrlichen Waldungen als erste Ankündigung der Zivilisation, deren Bereich wir uns wieder nähern, nun plötzlich den zischenden Lärm der Säge zu vernehmen, die mit ihren stählernen Zähnen das Holz zermalmt.

Die ersten Sägemühlen in den obersten Teilen der Gebirgstäler

liegen gewöhnlich sehr malerisch am Ufer eines kristallhellen Wasserlaufes; dicht daneben befindet sich meist ein kleiner Weiher, der von Forellen wimmelt; vor dem ganzen soliden Anwesen aber sind zahllose Baumstämme von jeder Länge und jeder Grösse aufgestapelt. Tag und Nacht ohne Unterlass macht die Säge ihren geräuschvollen Weg hin und her; tapfer zerschneidet sie die unzähligen Hölzer, die der Sägemüller ihrem Heisshunger darbietet, zu Brettern und Balken, Bohlen und Latten. Sobald ein Stück fertig ist, setzt der Mechanismus von selbst eine Glocke in Bewegung; der Sägemüller kommt dann eilig herbei; mit wenigen Handgriffen ist ein neuer Baum auf dem Wagen befestigt; und soweit es nicht an Wasser oder an Holz fehlt, drehen sich unaufhörlich die Räder und treiben die unermüdliche Säge zu fieberhafter Thätigkeit an.

Unmittelbar neben der Säge befindet sich das kleine Wohnhaus für den Sägemüller und seine Familie, sowie eine ungemein grosse Ofenanlage, deren viereckiger, stets rauchender Schornstein sich hoch über das Gebäude erhebt; hier verbrennt man die Sägespähne zu Asche, die dann bei der Fabrikation der Pottasche verwendet werden wird.

Diese ganze einst so blühende Industrie ist heutzutage leider in raschem Niedergange begriffen; die Zeit, in der diese kleinen Sägen, gerade wie ihre Schwesteranstalten, die kleinen Mühlen, ein behagliches Dasein führen konnten, ist unwiderruflich dahin. Die Bedürfnisse der Industrie sind andere geworden als früher, die Preisbedingungen haben sich von Grund aus verändert; trotz ihrer emsigen Thätigkeit und trotz des besten Willens sind die kleinen Sägen und die kleinen Mühlen heutzutage nicht mehr im Stande, den furchtbaren Konkurrenzkampf mit der Grossindustrie erfolgreich zu bestehen.

Die ungeheuerliche und unheimliche Einrichtung der modernen Fabrik nimmt uns all dieses hinweg, unbarmherzig vernichtet sie alle Anmut und Poesie, sie beschmutzt uns den Himmel mit dem Rauch ihrer Riesenschornsteine, und die Flüsse und Bäche mit dem Abwasser ihrer Kessel. Für die sorglose und gemütliche Arbeit, für die Freuden eines bescheidenen Wohlstandes hat unsere Zeit keinen Sinn mehr; an deren Stelle ist das unersättliche Trachten nach möglichst grossem Gewinn und eine recht traurige Zuspitzung der sozialen Gegensätze getreten.

Wir wissen wohl, dass niemand die Macht hat, die kleinen Sägen und die kleinen Mühlen mit ihrem eigenartigen Reize uns wiederzugeben; es mag aber wenigstens gestattet sein, ihr Verschwinden zu beklagen.

Nunmehr verlassen wir endgiltig die grünen Weiden der Bergeshöhen, den tiefen Schatten der weitgedehnten Wälder; unsere Wanderung führt uns wieder der Ebene zu und wir kehren zurück in das geräuschvolle Getriebe des Lebens.

Wenn wir von den Bergen herabsteigen, kommen wir zunächst in das Gebiet der Weinreben, und wir haben uns also hier mit den Weinbauern zu befassen.

Das eigentliche Weinland im Elsass erstreckt sich von Wasselheim bis nach Thann. Seine Hauptorte sind im Unterelsass Marlenheim, Wolxheim, Rosheim, Oberehnheim und Barr; im Oberelsass Sankt Pilt, Rappoltsweiler, Colmar, Reichenweier, Kaysersberg, Türkheim, Rufach, Gebweiler und Thann.

Gerade in dieser Gegend treffen wir auch alle die vielen ehemals befestigten Städte an, die mit ihren noch teilweise stehenden alten Stadtmauern dem Land einen so eigenartigen Reiz geben. Wir stossen hier auf eine ganze Reihe von Ortschaften, die nach mehr als einer Richtung bemerkenswert sind. Man kennt ja den berühmten alten Spruch, der für die Eigenart dieses Teiles unserer elsässischen Heimat so bezeichnend ist:

Drei Burgen auf einem Berg,
Drei Städten in einem Thal,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Oefen in einem Saal,
Das ist im Elsass überall.

Dass eine gewisse Uebertreibung in diesem alten Verse steckt, lässt sich nicht leugnen: die drei Städte sind in Wirklichkeit recht bescheidene Ortschaften. Es ist oft sehr schwer, auf den ersten Blick von einem einfachen Dorfe zu unterscheiden was die Volksstimme als «eine Stadt» oder «das Städtel» bezeichnet. Die Bevölkerungszahl giebt dabei nicht den Ausschlag; denn ich kenne manche Gemeinden, die für jedermann nur Dörfer sind und auch offiziell als solche gelten, während sie eine stärkere Bevölkerung aufweisen als andere,

denen der stolzere Name einer Stadt zukommt. Wie erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Eine alte Inschrift in Börsch giebt in dieser Hinsicht zu denken:

Als man zahlt 1328 Jar
 Zum Bischof erwählet war
 Bechthold von Bucheck hochgeacht
 Hat Börsch das Torf zur Statt gemacht.

Was hat nun dieser Bischof eigentlich gethan, um das Dorf in eine Stadt zu verwandeln? Durch welche Massregeln hat er diese Umgestaltung herbeigeführt? Hat Bischof von Bucheck besondere Segnungen gespendet, besondere Ablässe verliehen? Nein, das was er in Wirklichkeit gethan hat, ist viel weltlicherer Natur: er hat sich damit begnügt, eine feste Umfassungsmauer zu errichten, die von einer Anzahl grosser, befestigter Thore durchbrochen war, einen Stadtgraben und einen Wall anzulegen und die Sache war fertig — aus dem Dorfe war damit eine Stadt geworden.

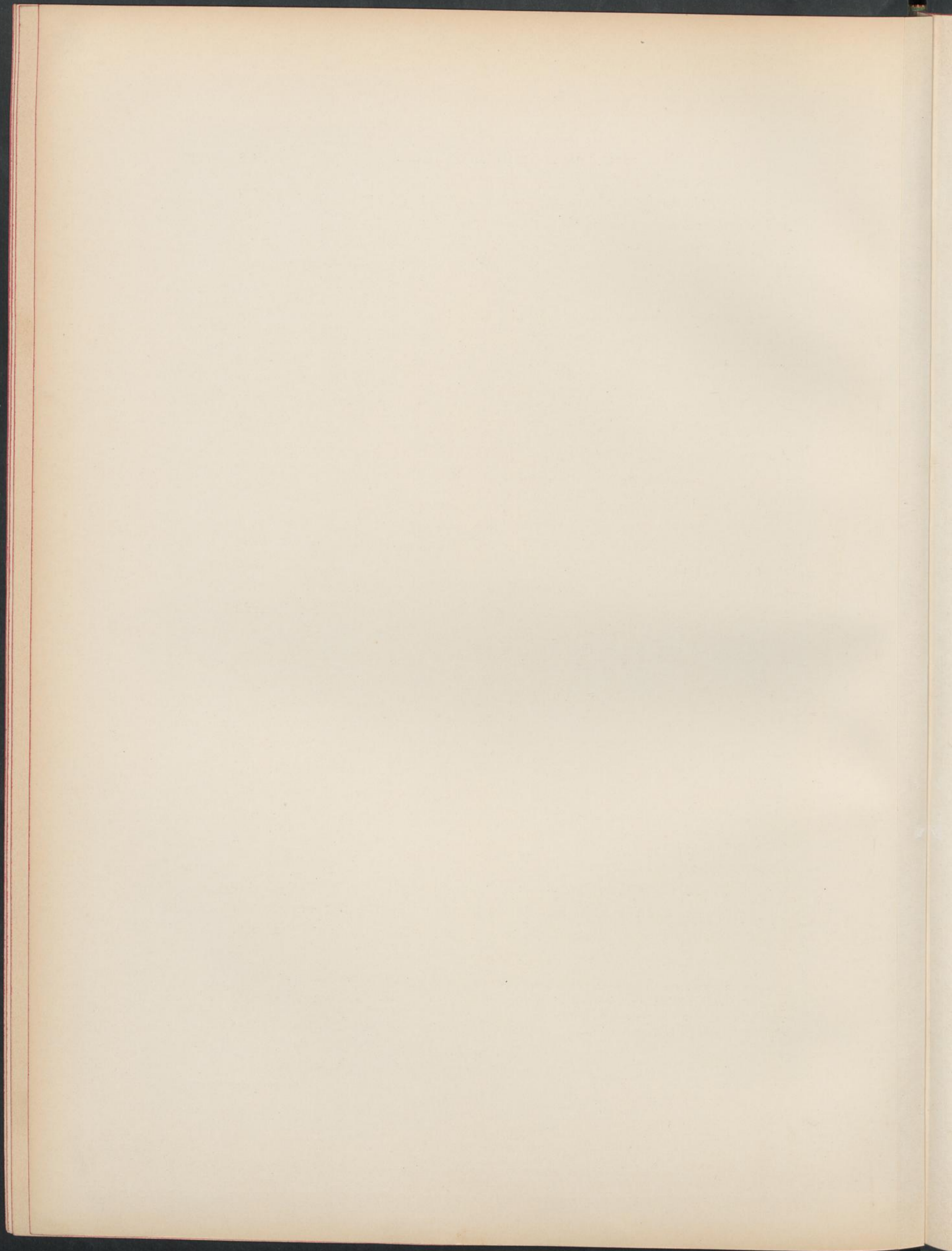
In dem Teil des Elsasses, der sich an den Bergen entlang zieht, hat eine sehr grosse Zahl von Ortschaften die gleiche Umwandlung vollzogen. Teils haben sie es verstanden, sich von ihren Herren unabhängig und selbstständig zu machen, teils aber wurden sie von ihren Herren befestigt, die ein besonderes Interesse daran hatten, ihren Besitz zu sichern und gegen feindliche Angriffe zu schützen.

Es drängt sich nun von selbst die Frage auf, warum gerade hier an den Bergen entlang die grösste Zahl solcher befestigter Orte anzutreffen ist, und es liegt am nächsten, diese Erscheinung in Zusammenhang mit dem hier gepflegten Weinbau zu bringen. Auf den ersten Blick mag diese Annahme wohl etwas sonderbar klingen, ihre Richtigkeit aber lässt sich unschwer darthun. Durch die blosser Thatsache der Befestigung gewann im Mittelalter eine Ortschaft einen gewissen Grad von Unabhängigkeit; es wäre also nur festzustellen, dass der Weinbau das Bedürfnis nach solcher Unabhängigkeit besonders gefordert hat. Das ist in der That der Fall. Es mag hier wiedergegeben sein, was Dr. August Herzog in einem vortrefflichen Artikel im Jahrbuch des Vogesenklubs darüber schreibt¹:

¹ « Jahrbuch des Vogesenklubs » 1896, S. 3 ff.



Elsässische Druckerei, Strassburg



«Diese frühe Emancipation der elsässischen Bauern, und am frühesten diejenige der Weinbauern, begründet sich und erklärt sich leicht in wirtschaftlicher Hinsicht aus dem Ueberwiegen der Spezialkulturen und zwar hauptsächlich des Weinbaues, das von jeher eine grössere Freiheit in der Betriebsorganisation und in der Bodenverfügung erforderte, um die grösstmöglichen Erträge zu erhalten. Die grössere Freiheit in dem Betriebe derartiger Landgüter hing eng mit dem wichtigen Umstande zusammen, dass diese Spezialkulturen meist Aussenfelder oder Gartenland einnahmen, die von der Gebundenheit des Hufenlandes befreit waren. Die aus dieser Freiheit entstehende Betriebsorganisation des Weinbaues hat es schnell zuwege gebracht, dass ursprünglich ganz unfreie Arbeiter wie die Weinbauern eine bevorzugte freie Stellung einnahmen, wie sie keinem anderen Teile der ländlichen Bevölkerung vor 1789 zuerkannt wurde.»

Das bedarf einer kurzen Erläuterung.

In einem früheren Kapitel haben wir zur Genüge von der Gemeindeorganisation im Mittelalter gesprochen. Unsere Leser werden sich erinnern, dass zu den meisten ländlichen Ansiedelungen zwei Arten von Grund und Boden gehörten: das Hufenland und das nicht zum Ackerbau herangezogene Land, das ungeteilt blieb. Diese ganzen Ländereien gehörten weltlichen oder geistlichen Herren, die ihre Einnahmen davon bezogen. Das Ackerland war gegen bestimmte Abgaben an Bauern verliehen und in Schläge geteilt, für deren Bewirtschaftung der Wechsel von Getreidebau und Brache bezeichnend war. Das ungeteilte Land setzte sich aus Waldungen, Wiesen und Weideplätzen zusammen. Sein Ertrag wurde unter die Bauern aufgeteilt, sei es unmittelbar wie bei den Wiesen, sei es mittelbar wie bei den Weideplätzen, wo den Bauern gewisse Triftrechte zustanden, oder bei den Waldungen, in denen sie unter bestimmten Voraussetzungen Holz zu holen berechtigt waren.

Man kann sich leicht vorstellen, dass diejenigen Ortschaften, die ausschliesslich Ackerland besaßen, allezeit in der Einrichtung ihres Wirtschaftsbetriebes auf das äusserste eingeschränkt waren: da man die Abgaben in Getreide zu entrichten hatte, wie z. B. in der Form des Zehnten, so blieb nichts übrig als Getreide zu bauen, um den gegebenen Verpflichtungen nachkommen zu können. Man konnte keine Verbesserung des Wirtschaftsbetriebes wagen, und jeder Fort-

schritt war gehemmt, trotz der anscheinend gerechten Auflage, dass die Abgaben in einem bestimmten Verhältnis zu den Einnahmen standen. Nur nach und nach, als diese Abgaben auch in Geld statt in Natur entrichtet werden konnten, hat sich der Wirtschaftsbetrieb durch Einführung der Handelsgewächse in die bäuerliche Wirtschaft von den bisherigen enge gezogenen Schranken befreit und eine Hebung der Bevölkerung sich vollzogen. Ganz anders bei den Gemeinden, die am Fusse der Vogesen Hügel besaßen, die zumeist ganz unbebaut waren und nur als Viehweiden benutzt wurden. Gerade diese Hügel eigneten sich prächtig zum Weinbau, der im Elsass von den Römerzeiten her bekannt war und nach den allemannischen und fränkischen Einwanderungen mit grossem Eifer wieder aufgenommen wurde. Systematisch wurde mit der Urbarmachung dieser Ländereien vorgegangen, und jeder Bauer eignete sich einen Teil dieses Gemeindebesitzes an, indem er ihn durch tiefes Umgraben des Bodens für den Weinbau herrichtete. Allerdings blieb auch diese neue Wirtschaftsweise der feudalen Herrschaft unterworfen, der bestimmte Abgaben zu entrichten waren; aber die Thatsache des eigenen Besitzes blieb doch bestehen, und das begründete für den Rebbauern eine gewisse Ueberlegenheit gegenüber dem Ackerbauern. Er versäumte auch keine Gelegenheit, seine Rechte zu sichern und seine grössere Unabhängigkeit zur Geltung zu bringen.

Daraus erklären sich insbesondere zwei Erscheinungen. Einmal diejenige, mit der wir uns hier gerade beschäftigen: die grosse Zahl von Ortschaften am Fusse der Vogesen, deren Einwohner durch Anlage von festen Mauern die Eigentumsrechte zu schützen suchten, die sie sich mühsam erworben hatten. Und dann die denkbar weitgehende Parzellierung des Reblandes (die alten Besitztitel weisen schon Stücke von 1, 2 oder 3 Schatz, das heisst von 4, 8 oder 12 Aren auf); denn zunächst nahm man nur die am wenigsten felsigen und am günstigsten gelegenen Stellen in Arbeit, und ohne Rücksicht auf den Umfang des urbar gemachten Landes wollte natürlich ein jeder seinen Anteil daran haben¹.

¹ Dr. Herzog spricht sich hierüber in dem erwähnten Aufsätze folgendermassen aus:

«Was die Art der Anlagen der Reben anbelangt, wurden diese entweder blockweise oder gewannweise angelegt. Wo der Grundherr für sich und durch seine zahlreichen unfreien Arbeiter ein Beundeland zu Reben anlegen oder einen Garten mit Reben ansetzen liess, da ist von einer Block-

Schon frühzeitig haben sich die Weinbauern für etwas Besseres gehalten als die gewöhnlichen Landleute. Sie bildeten sozusagen eine Art von bäuerlicher Aristokratie und stellten gleichsam den Uebergang her von dem eigentlichen Bauern zu den höheren Klassen der Gesellschaft. Thatsächlich hat auch die ganze Behandlung der Reben und die Sorgfalt, die auf die Kellerwirtschaft zu verwenden war, den Weinbau zu einer Art von Industrie gemacht, die ihrerseits wieder zu der Entstehung anderer Gewerbe (Fassbinderei zum Beispiel) und zu einem sehr lebhaften Handelsverkehr Anlass gab.

Schliesslich ist in diesem Zusammenhange noch ein Gesichtspunkt zu erwägen, der sicherlich auch eine gewisse Bedeutung hat, wenn er auch nicht rein wirtschaftlicher Natur ist. Es ist bekannt, dass die Menschheit von jeher eine grosse Vorliebe für den Wein gehabt hat, seit den Tagen Noah's, des Urahnen aller Weinbauern. Da nun im Mittelalter der Krieg im grossen und ganzen nur in einer Folge von geschickt ausgedachten und organisierten Raubzügen bestand, so kann man sich unschwer vorstellen, dass die bewaffneten Scharen mit besonderer Vorliebe die reichbesetzten Weinkeller aufsuchten und die Weingegenden dem flachen Lande am Rhein und seinen Sümpfen vorzogen. Diese Wertschätzung, deren sich der Wein seitens der Soldaten erfreute, musste naturgemäss bei den Besitzern der Weinkeller das Bedürfnis nach grösserem Schutze wachrufen. So wird der Wunsch, sich gegen derartige unangenehme Besuche zu sichern, wohl wesentlich mit ein Grund gewesen sein, dass unsere alten Weinbauern ihre Ortschaften mit Mauer und Graben umgaben. Sie suchten damit ebensowohl der Gefahr feindlicher Einfälle, die bei dem übermässigen Weingenuss der eindringenden Soldaten nur um so schrecklicher sich

anlage zu reden; überall wo die Bürger einer Gemeinde, vielleicht sogar gemeinschaftlich einen Berg in Rodung nahmen, oder da wo der Grundherr eine Beunde zum Rebbau an eine Genossenschaft auf Teilbau verlieh, da ist die Anlage gewannweise geschehen. Die Gewinnanlage herrscht aber im Elsass überall vor. Mit der Zeit wurden auch die Blockanlagen in einzelne Gewinnparzellen aufgeteilt, so dass in späteren Zeiten der Charakter einer Blockanlage verloren ging. Aus dem jetzigen Zustande könnte man nicht mehr auf frühere Blockanlagen schliessen; nur aus Urkundenangaben erfahren wir, dass diese Anlage neben der gewannweisen vorkam, auch die heute noch üblichen Gewinnnamen weisen oft deutlich auf eine Blockanlage. Solche Blockanlagen waren wohl die in den Rebengemarkungen im Kataster oft erscheinenden Gewanne mit folgenden Bezeichnungen: *Rebgarten* oder *Pflentzer* (Plantativ); auch wo im Rebgelände der Gewinnname *Bund*, *Bundte*, ferner der Name *Bifang* und seine verschiedenen Weisen vorkommen, ebenfalls wo die Gewinnbezeichnung *Werbacker* auftritt, kann man auf Blockanlagen schliessen, dasselbe gilt für das Wort *Brügel*. »

gestalten mussten, vorzubeugen, wie sie andererseits ihre Privilegien und Rechte, die sie mit schwerer Mühe sich erworben hatten, besser sichern wollten.

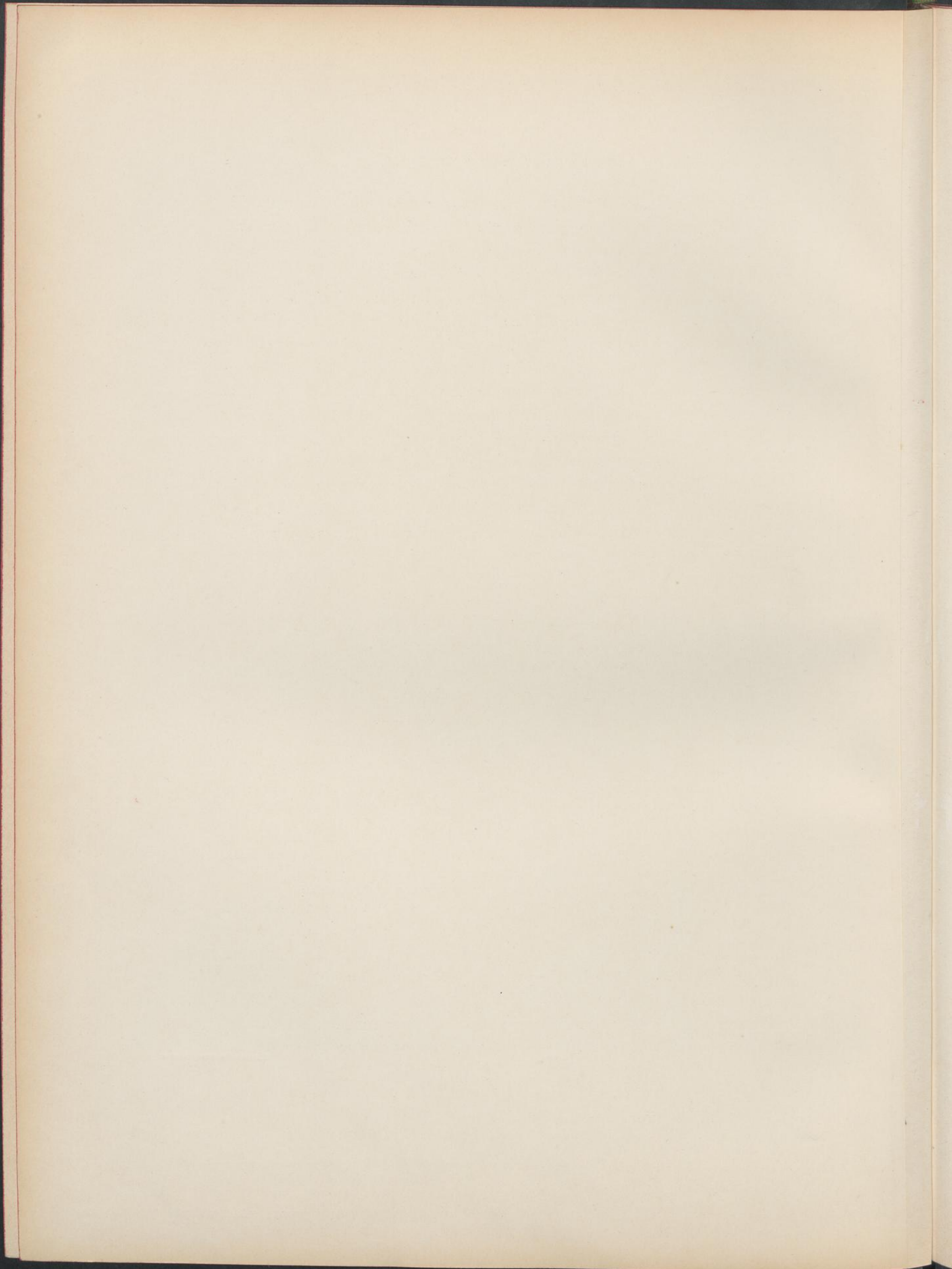
Ein solches Weindorf gleicht also weder den Dörfern in der Ebene, noch denen, die in den Thälern oder auf den Bergen der Vogesen liegen; die gegebenen Bedürfnisse kommen naturgemäss in der Bauweise zum Ausdruck. Der Weinbauer hat nicht viele Wiesen, infolge dessen auch nicht viel Vieh; er braucht somit weder grosse Stallungen noch ausgedehnte Scheunen. Dagegen bedarf er eines Kellers für die Fässer und die Kelter. Bei seiner Behausung ist also keine besondere Ausdehnung in die Breite und Tiefe erforderlich: zu unterst ist der Keller angelegt, auf ebener Erde befindet sich der Raum, der als Kelterhaus dient, manchmal gleichzeitig auch als Stall und Scheune; aussen am Hause führt eine hölzerne oder steinerne Treppe, von einem vorspringenden Dache geschützt, zu dem oberen Stockwerke, in dem sich die Wohnräume und die Küche befinden. Wie schon erwähnt, sind viele dieser Ortschaften bis auf unsere Zeit mit den alten Mauern umgeben. Die Folge davon ist, dass es sehr an Raum mangelt: wenn die Häuser nicht unmittelbar an einander stossen, sind sie nur durch kleine Zwischenräume getrennt, in denen das Wasser von den Dächern, manchmal auch noch ganz andere Flüssigkeiten ablaufen, die gelegentlich hässliche Pfützen bilden. Dieser Mangel an Raum führt häufig zu Hausanlagen, die zwar sehr malerische Bilder abgeben, von dem Standpunkte der Hygiene aber verurteilt werden müssen.

Im übrigen ist es ganz unmöglich, eine Beschreibung zu geben, die auch nur einigermaßen auf alle diese Weindörfer passt. Gerade hier sind die Verhältnisse ausserordentlich verschieden, und dem entsprechend weist auch die ganze Bauweise der Ortschaften eine sehr grosse Mannigfaltigkeit auf; wenn wir auch überall die allgemeinen Kennzeichen antreffen, von denen soeben die Rede war, so treten uns doch im einzelnen die verschiedenartigsten und merkwürdigsten Erscheinungen entgegen. So möchte man z. B. voraussetzen, dass in einem Gebirgslande, wo die schönsten Steinbrüche mit rotem Sandstein oder Granit nicht weit entfernt sind, alle Häuser in Stein erbaut würden. Und doch treffen wir fast überall zahlreiche Bauten in Fachwerk oder in Backstein an, von sehr merkwürdiger Architektur,



Elsässische Druckerei, Strassburg.

JUNGES MÄDCHEN AUS DEM SUNDGAU



ausgestattet mit Balkonen oder auch reizenden Loggien, die in das Mauerwerk eingebaut sind, manchmal auch Türmchen mit spitzen Dächern oder hervorspringenden Erkern. Oberehnheim, Andlau, Dambach, Reichenweier, Rappoltsweiler, Kaysersberg, sie alle bieten zahlreiche bemerkenswerte Beispiele solcher Architektur. Endlich finden wir in diesen Weinorten die schönsten jener bekannten und berühmten Kettenbrunnen, wie auch die hübschesten Beispiele von Laufbrunnen, die Tag und Nacht frisches Wasser spenden und mächtige Tröge damit füllen, die gleichzeitig zur Tränkung der Tiere wie zur Besorgung der Wäsche Gelegenheit bieten.

Auch in diesen kleinen Gemeinden war die Bürgerschaft gewöhnlich nach dem Muster der grösseren Städte in eine Anzahl von Zünften eingeteilt. Die Mitglieder dieser Vereinigungen legten Wert darauf, dass schon ihre Häuser durch bestimmte Zeichen sich von einander unterschieden; man liess daher über der Hausthüre neben den Anfangsbuchstaben des Namens gewisse Sinnbilder anbringen, die sich auf das Handwerk bezogen, dem der Besitzer zugehörte. So zeichnen sich die Häuser der Rebbauern durch ein Rebmesser oder eine Weintraube aus, die in mehr oder weniger künstlerischer Ausführung in den Schlussstein über der Thoreinfahrt eingemeisselt wurde. Bei den Metzgern deuten breite zweischneidige Messer auf das von dem Hauswirt betriebene Handwerk, bei den Schneidern eine Scheere, bei den Fassbindern und Gerbern wieder andere Werkzeuge, die für deren Gewerbe bezeichnend sind. Manchmal finden sich auch die Embleme von zwei Zünften nebeneinander; so z. B. wenn ein Schneider, der gleichzeitig Winzer war, neben der herkömmlichen Scheere auch noch eine hübsche Weintraube anbringen liess.

Es giebt aber auch ein Gewerbe, das dem Weinlande ganz allein eigentümlich ist, und das im Laufe der Zeit seinen Charakter vollständig verändert hat: wir meinen das des Weinstichers (gourmet). Es wird sich kein Dorf finden lassen, in dem man nicht den Namen eines solchen Weinstichers in grossen Buchstaben an einem stattlich aussehenden Hause lesen könnte, das in der Regel gleichzeitig eine Wirtschaft ist. In früheren Zeiten ist der Weinsticher in Eid und Pflicht genommen worden, und es war ihm streng untersagt, eine Wirtschaft zu halten oder auf eigene Rechnung Wein zu kaufen; seine Aufgabe bestand ausschliesslich darin, die Weinkäufer in die verschiedenen Keller zu

führen, ihnen die Weine vorzusetzen, eine Verständigung zwischen Käufer und Verkäufer herbeizuführen, und endlich durch seine blosser Anwesenheit dem abgeschlossenen Kaufvertrag gesetzliche Geltung zu verleihen. Damals haben sich diese Geschäfte folgendermassen abgepielt. Wenn jemand in ein Dorf kam, um Wein zu kaufen, so begab er sich zunächst nach dem Bürgermeisteramte und erklärte, dass er mit dem oder jenem Weinsticher zu thun haben wolle. Alsdann wurde eine besondere Glocke gezogen, die in der Regel auf einem der Thortürme sich befand, und zwar war ein für alle Mal für jeden Weinsticher ein besonderes Geläute bestimmt. Auf diese Weise wurde das Eintreffen eines Käufers öffentlich angezeigt, nicht nur dem Weinsticher, dessen Vermittlung gewünscht wurde, sondern auch den Weinbesitzern, die sich draussen auf dem Felde befanden. Diese Glocke ist heute noch an manchen Orten vorhanden, so z. B. in Mittelbergheim und in Reichenweier auf dem sogenannten «Dolder». Waren so die Beteiligten durch das Glockengeläute benachrichtigt, so begann die offizielle Thätigkeit des Weinstichers; er begab sich nach dem Bürgermeisteramt und begleitete den Liebhaber von Keller zu Keller, bis der Kauf schliesslich zu Stande kam. Sehr sorgfältig ausgearbeitete Statuten setzten die Rechte und Pflichten des Weinstichers im einzelnen fest. Wie schon erwähnt, durfte er weder eine eigene Wirtschaft halten noch Wein für eigene Rechnung einkaufen; er war streng verpflichtet, ausschliesslich im Interesse der Verkäufer zu arbeiten, und erst, wenn er mit den Kunden vorher mindestens drei andere Keller besucht hatte, durfte er sie in seinen eigenen Keller führen. Wenn er bemerkte, dass ein zum Kauf angebotener Wein einen Fehler hatte, durfte er das nicht mit lauter Stimme vor dem Käufer sagen, sondern nur heimlich den Verkäufer darauf aufmerksam machen. Er war verpflichtet, die näheren Bestimmungen des Kaufvertrags, der in seiner Gegenwart zu Stande kam, in ein besonderes Verzeichnis einzutragen, den Käufer anständig zu behandeln, ihn erforderlichen Falles zum Essen einzuladen; er hatte das Verladen des Weines auf seine Kosten zu besorgen und empfing dann schliesslich eine zum voraus festgesetzte Vergütung, die sich nach dem Masse des verkauften Weines richtete.

Auch heutzutage noch spielt der Weinsticher eine besondere Rolle. Seine ganze Stellung und seine Thätigkeit sind aber mit der

Veränderung der gesamten Verkehrsverhältnisse anders geworden. Er wird jetzt nicht mehr vereidigt; für gewöhnlich hat er eine Wirtschaft und macht auch Geschäfte für eigene Rechnung, indem er im Herbst einen Teil des in seinem Dorfe gewonnenen Weines aufkauft, um ihn später mit möglichst viel Nutzen wieder zu verkaufen. Sein Interesse ist also nicht mehr wie früher eng mit dem der übrigen Weinbauern verknüpft, es besteht vielmehr häufig zwischen den letzteren und dem Weinsticher ein verhängnisvoller Gegensatz, der jedem von ihnen nur Schaden bringt. Mancher Weinsticher, der sein Geschäft in bescheidenen Grenzen halten will, begnügt sich auch damit, für Weingrosshändler zu arbeiten, von denen er beauftragt wird, Wein zu bestimmten Preisen anzukaufen; in diesem Falle liegt aber naturgemäss die Versuchung nahe, dass er alle möglichen Mittel aufwendet, um den Wein von den Produzenten möglichst billig zu erhalten, damit ein grösserer Nutzen für ihn selbst abfällt.

Wer einen lebhaften Eindruck von diesen Weinorten gewinnen will, der braucht nur einmal von Rappoltsweiler über die Berge nach Türkheim zu wandern — dass ist der klassische Boden des Elsässer Weines. Hier trifft man Ortschaften an, wie Reichenweier und Zellenberg, deren Bewohner ausschliesslich von der Weinproduktion leben. Hier reihen sich die prächtigen Hügel aneinander, welche die Weingärten im Sturme zu nehmen scheinen. Ein eigenartiges Bild, wenn man im vollen Sonnenschein diese zahllosen langen, parallelen Linien überblickt, in denen sich die dichten Reihen der Weinreben die Höhe hinanziehen! Es steckt in diesen Anlagen eine solche Regelmässigkeit, dass der Geschmack derer, die nur für das Unregelmässige und Malerische Sinn haben, nicht befriedigt wird; aber auch der Blick über dieses grenzenlose Meer von Reben entbehrt nicht einer gewissen vornehmen Grösse, namentlich, wenn man von einer der Burgen darauf hinabschaut, deren Ruinen rings emporragen. Im übrigen ist der Wein hier so ausgezeichnet, dass es wahrlich zu bedauern wäre, wenn man da etwas anderes pflanzen wollte als die prächtigen «Edelweine» oder «Riesslinge». Das Gewächs dieser Gegend geniesst denn auch allgemein ein so grosses, wohlverdientes Ansehen, dass der Hektar Boden in guten Lagen bis auf 30 000 Franken zu stehen kommt.

Im Gegensatze zu dem übrigen Elsass sind hier die landschaftlichen Reize in den Ortschaften selbst vereinigt. Nirgends treffen wir in

diesen Gegenden jene hübschen Stimmungsbilder an, denen man sonst im Elsass auf Schritt und Tritt begegnet: malerische Weiden am Rande kleiner Sümpfe, auf denen sich die Gänse herumtummeln, hohe Pappelbäume am Saume grüner Wiesen, auf denen Viehherden weiden, klappernde Mühlen am Ufer frischer Bäche inmitten eines Parkes von Obstbäumen, zwischen denen die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist und die Hühner umeinander glucksen. Das alles fehlt hier. Aber — Welch hübsche Blicke finden wir dafür in Hülle und Fülle in den Dörfern selbst, Welch malerische Winkel, Welch reizvolle Gegensätze!

Alle diese oberelsässischen Ortschaften, mögen sie nun im Thalgrunde erbaut sein wie Türkheim, Kaysersberg, Rappoltsweiler, oder auf dem Rücken eines Hügels wie Zellenberg, oder am Abhang der Berge wie Bergheim, Hunaweier, Rodern und Reichenweier — sie alle waren einstmals befestigt, und sie alle haben mehr oder weniger im dreissigjährigen Kriege und selbst noch in neuerer Zeit Belagerungen durchgemacht: nicht ohne Verwunderung lässt man sich erzählen, dass einfache Dörfer wie Reichenweier und Dachstein, heutzutage offen daliegende Landorte, damals den grössten Kriegsleuten des 17. Jahrhunderts zu schaffen gemacht haben. Jetzt freilich ist es mit allem militärischen Glanze gründlich vorbei. Als sichtbare Erinnerung an vergangene Zeiten haben sich nur die alten Stadtmauern erhalten, die aber zum grössten Teil in Trümmern liegen, einige halbzerstörte Türme und hie und da Kanonenkugeln, die noch in den baufälligen Mauern stecken und die man dem Fremdling mit Stolz als offenkundigen Beweis der einstigen Bedeutung des Ortes zeigt. Wenn aber so die Befestigungen zum weitaus grössten Teil verschwunden sind, so sind doch die malerischen Strassen- und Hofansichten geblieben, zu denen die gedrängte Lage der Häuser Anlass gegeben hat. Die Häuser mussten, wie schon erwähnt, auf das engste aneinander gebaut werden und drücken sich zusammen wie die Schafe in ihrer Hürde; sie nehmen allen Platz für sich in Anspruch, soweit er nicht unbedingt für den Verkehr notwendig ist; für die Höfe lassen sie nur den denkbar geringsten Raum übrig, und mit den vorspringenden oberen Stockwerken ragen sie auch über die Strassen hinweg. Die Wege sind so enge, dass man bei den Bögen der Einfahrtsthore besondere Vorkehrungen ausklügeln musste, damit die Wagen wenigstens

in schräger Richtung einfahren können. Die Höfe, die oft zwei oder drei Häusern gemeinsam sind, weisen als einzigen Schmuck gelegentlich einen altertümlichen Kettenbrunnen oder einen uralten Baum auf, eine Ulme oder einen Maulbeerbaum, die ein kümmerliches Dasein dicht an einer Mauer fristen, wo sie möglichst wenig Platz wegnehmen. Tritt man aber in das Innere der Häuser ein, so steht man verwundert in einem ungemein grossen Raume, der für die Unterbringung der Kelter und der Weinbütten dient. Man bekommt sofort den lebhaften Eindruck, dass das ganze Haus eigentlich nur für die Besorgung des Weines eingerichtet ist; der Winzer selbst mit seiner Familie mag schauen, wie er zurecht kommt: der Keller und das Kellerhaus ungemein ausgedehnt, der Hausflur so gross, dass mächtige Fässer leicht transportiert werden können; die Küchen reichen aus, um für ein Heer von Winzern das Essen zu bereiten und, die Wagenschuppen sind für die Unterbringung von bedeutendem Fahrmaterial eingerichtet. Auf einer kleinen Treppe gelangt man dann schliesslich in die Wohnung selbst, die gegenüber den stattlichen Räumen, die man vorher durchschritten hat, stets den Eindruck der Kleinheit machen muss.

Die Kelter ist aber auch die Hauptsache, und sie stellt für sich allein ein bemerkenswertes Bauwerk dar; sie ist aus eichenen Balken aufgebaut, die stark genug wären, um eine ganze Kathedrale zu tragen, und die daran angebrachten Jahreszahlen beweisen, dass sie seit Jahrhunderten schon die edle Flüssigkeit aus den Trauben presst, denen das Land seinen Ruhm und seinen Wohlstand verdankt. Neben der Kelter öffnet sich die Thüre zu dem düsteren Keller, der in imposanter Reihe die Fässer aufweist, nach ihrer Grösse geordnet, von dem bescheidenen Ohmfässchen bis zu den Tonnen mit 60 und 100 Hektolitern. Manchmal tragen auch diese Fässer Inschriften, aus denen hervorgeht, dass sie schon mehr als einmal gefüllt und geleert worden sind. Wer vermöchte auszudenken, welche Fülle von Lust und Fröhlichkeit aus diesen altersgrauen Tonnen schon hervorgegangen ist!

So manche von diesen Häusern verdienten recht wohl, dass man sich näher mit ihnen beschäftigte, nicht nur wegen der gastlichen Aufnahme, die man in ihnen findet, sondern wegen des grossen sachlichen Interesses, das sie darbieten. Ein eigentümlicher Reiz haftet den Wohnräumen an, die noch ganz in dem Zustande erhalten sind,

den die Vorfahren ihnen gegeben haben: alte Kammern mit roten Steinplatten, mit kleinen Fenstern, die auf den Hof hinausgehen, und mit prächtigem Balkenwerk, verziert mit halb verwischten Ornamenten, die sich kaum noch von dem dunklen Tone des Holzes abheben. Die Wände sind hoch hinauf mit Holzgetäfel verkleidet. Nahe an der Thüre steht ein ungeheurer Ofen aus Gusseisen, dessen Platten biblische Scenen darstellen: die Hochzeit zu Cana oder Absalon, wie er mit den Haaren an einem dichtbelaubten Baume hängen blieb, während ihn sein Vater verfolgt und eine Batterie Kanonen auf die Flüchtlinge feuert. An der Wand lehnt ein imposanter Schrank von überreicher Architektur, mit Säulen, Architraven, Giebeln und Konsolen. Weiterhin fällt uns ein gemalter Kasten auf, verziert mit den Symbolen eines glücklichen Hausstandes, mit verschlungenen Händen, zarten Vergissmeinnicht, prächtigen Tulpen und Rosen, schmackhaften Erdbeeren. Dieser Kasten verwahrte seiner Zeit die Brautgeschenke der alten Grossmutter. Ein schwerer eichener Tisch vor einer an der Mauer festgemachten Bank und ein Speiseschrank, aus dem die alten Zinnteller hervorleuchten, geben vollends dem Zimmer seine bestimmte Eigenart. Ueber dem Holzgetäfel hängen manchmal alte Bildnisse in Pastell oder in Oel, schlecht gemalt, aber recht charakteristisch; die Männer haben rote Backen, gepuderte Perrücken und scheinen sich nicht behaglich zu fühlen in ihren himmelblauen Staatsgewändern mit prächtigen goldenen Knöpfen; die Frauen zeigen ein gezwungenes Lachen, sie sind mit einem Fächer ausgestattet und haben die Finger voll Ringe — man fühlt es heraus, wie sie für die zukünftigen Geschlechter ihren ganzen Staat entfalten und ihre bescheidenen Schmucksachen zur Schau stellen wollten. Was waren das noch für brave und glückliche Leute, die recht und schlicht ihren Geschäften nachgingen und behaglich und zufrieden in ihrem bescheidenen Wohlstand dahinlebten, die sich weder um den Börsenkurs noch um die soziale Frage zu kümmern brauchten! Wer vermöchte fürwahr die eigenartige Stimmung zu schildern, die diese alten Gemächer wachrufen, in denen sich das Gewicht der Erinnerung, der alten Ueberlieferungen so lebhaft aufdrängt, dass man fast niederknien möchte wie in einer Kirche?

Noch stärker ist in Bergheim den alten Befestigungen durch die Ausdehnung der Wohnbedürfnisse mitgespielt worden. Hier hat man

den grossen, runden Steintürmen, die von Zeit zu Zeit in die Stadtmauer eingebaut sind, ihre Dächer abgenommen und statt dieser kleine viereckige Häuschen mit Fachwerkwänden aufgesetzt, so dass sie nunmehr einen höchst merkwürdigen Anblick bieten. Will man übrigens eine besonders lebhaftere Vorstellung davon bekommen, wie rasch Festungswerke, die nicht mehr zu militärischen Zwecken dienen, verunstaltet und von der Bevölkerung zu allen möglichen Dingen missbraucht werden, so braucht man nur Lützelstein zu besuchen, das noch im Jahre 1870 gegen die deutschen Truppen verteidigt worden ist. Dort trifft man alte Wälle und Bastionen an, die heutzutage schon vollständig mit Haufen von Kot und Unrat aller Art ausgefüllt sind. Ich erinnere mich, dass ich bei diesem unschönen Anblick einer alten Frau gegenüber meine Verwunderung aussprach, worauf sie mir aber lächelnd erwiderte: «Ja, was wollen Sie denn? Wenn das alte Geniekorps einmal wiederkäme, würde es ja freilich schöne Augen machen. Aber das kommt nicht mehr, und zu irgend etwas muss der Platz doch ausgenützt werden!» Die gute Alte hatte ganz recht: für Kriegszwecke kam der Platz nicht mehr in Betracht, warum sollte er da nicht als Ablagerungsstätte für Unrat dienen?

Um auf Bergheim zurückzukommen, mag noch die bemerkenswerte Thatsache verzeichnet sein, dass dieser Ort am häufigsten im ganzen Elsass seinen Herrn gewechselt hat. Bacquol giebt davon folgende Darstellung¹: «Im 7. Jahrhundert schenkte ein gewisser Hugio den Ort der Abtei Moyon-Moutier in Lothringen. Otto I. verlieh ihn an Konrad, den Vater von Hermann, Herzog von Elsass. Im Jahr 964 nahmen die Mönche von Moyon-Moutier mit Hilfe des Bischofs Gerhard von Toul Bergheim wieder in Besitz, aber Herzog Hermann brachte es 978 neuerdings wieder in seine Gewalt und vergab es an einen gewissen Lugold. Unter Kaiser Heinrich II. kam der Ort an die Bischöfe von Toul, denen der Besitz im Jahr 1132 von Papst Innozenz II. bestätigt wurde. 1225 übertrug Bischof Otto sein Besitzrecht auf Herzog Mathias von Lothringen. Dieser gab den Ort seinerseits 1246 als Lehen an Philipp von Gerbéviller und nach dessen Tod an den Grafen Hugo von Lützelstein. 1287 finden wir Bergheim in den Händen der Rappoltsteiner. 1301 verpfändete es Albrecht I.,

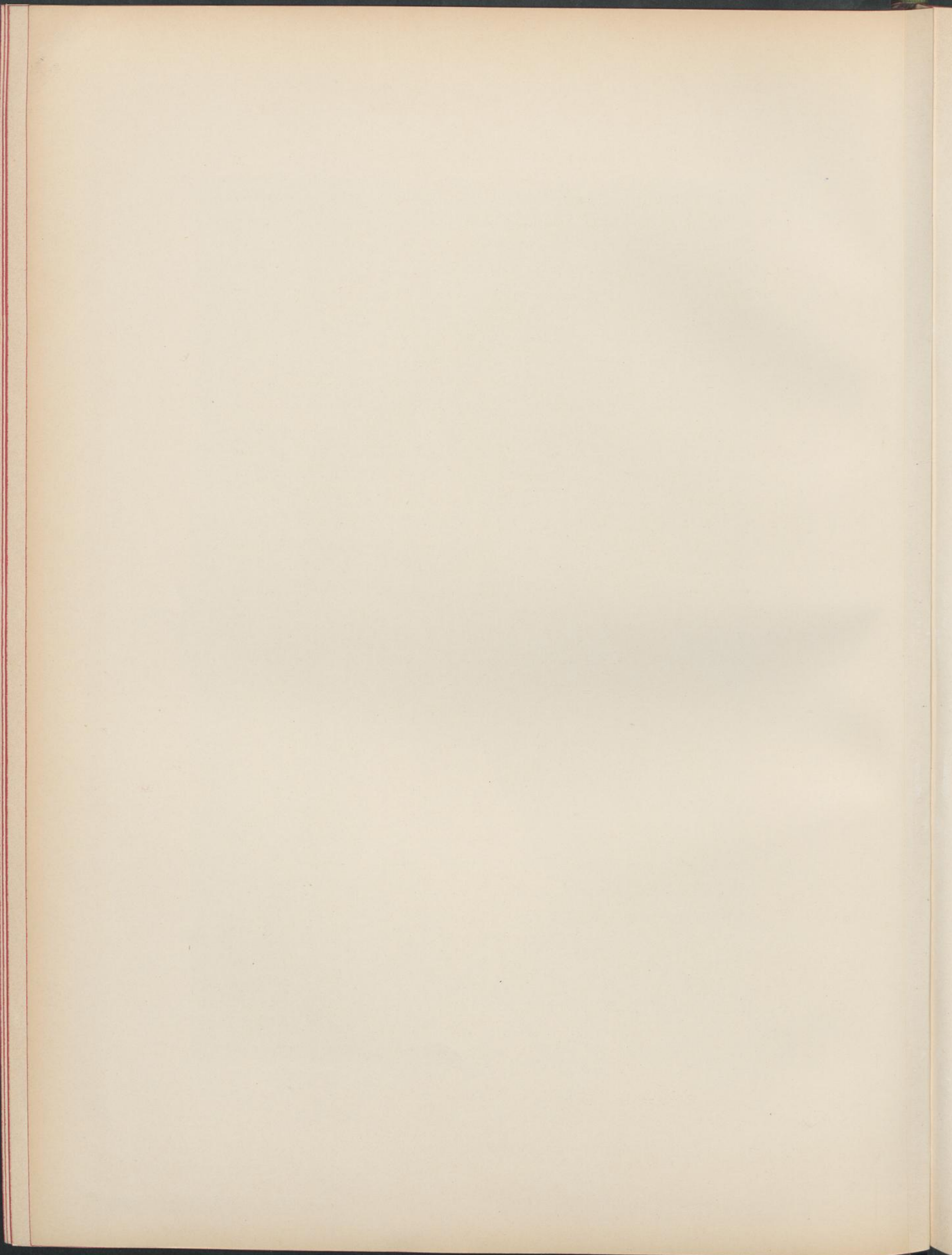
¹ Bacquol et Ristelhuber, Dictionnaire: Artikel Bergheim.

römischer König, an Burchard von Geroldseck. Von diesem übernahm es Heinrich von Rappoltstein, der den Ort mit Befestigungen umgab und dem Kaiser Heinrich VII. anbot, um ihn dann 1312 zu Lehen zu nehmen. Aber schon im folgenden Jahre verkauften Heinrich und Johann von Rappoltstein den Ort an das Haus Oesterreich, das ihn 1314 unter Vorbehalt des Rückkaufsrechtes an Heinrich von Mülnheim abgab. Da aber alles, was zu dieser kleinen Stadt gehörte, nun einmal dem Geschick verfallen war, gleich einer feilen Ware aus einer in die andere Hand zu gehen, so verkauften die Oesterreicher auch das Rückkaufsrecht um 3000 Mark an den Bischof von Strassburg. Trotz dieses Verkaufs waren jedoch die Herzöge von Oesterreich gegen Mitte des 14. Jahrhunderts neuerdings im Besitze von Bergheim und verpfändeten es 1372 den Herren von Hattstatt. Drei Jahre darauf kauften die Einwohner von Bergheim sich selbst los, um diesen ununterbrochenen Veränderungen einmal ein Ende zu machen. Das hinderte aber Albert den Verschwenderischen, Bruder Kaiser Friedrichs III., nicht, die Stadt 1448 wieder an den Markgrafen von Baden zu veräussern. Nachdem sie dann noch wiederholt ihren Herrn gewechselt hatte, wurde sie 1495 von Kaiser Maximilian I. zurückgekauft, wobei die Einwohner selbst durch neue Umlagen zur Beschaffung des Kaufpreises beitrugen. 1525 fiel der Ort in die Hände der aufrührerischen Bauern, 1632 in die der Schweden. 1639 übertrug Ludwig III. die Herrschaft Bergheim an den Grafen von Nassau, einen schwedischen Offizier; 1642 kam sie an den Herzog von Montausier, 1679 an den Pfalzgrafen Christian II. und dann an den Baron von Reding von Biberegg, der sie 1686 an drei Strassburger: Friedrich Würz, Daniel Reichshofer und Jakob Hahn verkaufte. Die drei Bürger verkauften dann ihre Rechte an die Witwe Hahn, die ihrerseits wieder das Lehen an den Baron Roll von Emmenholz veräusserte. Dieser endlich gab Bergheim im Jahr 1716 für wenige Thaler an die Erben seiner einstigen Herren, die Rappoltsteiner, zurück».

Wesentlich andere Eindrücke erwarten uns, wenn wir nunmehr Kaysersberg einen Besuch abstatten, das seiner Zeit dem Zehnstädtebunde, einer Vereinigung von zehn freien Städten im Elsass zugehörte. Schwerlich wird man ein Städtchen antreffen, das den mittelalterlichen Charakter noch treuer bewahrt hat. Ueber dem Orte erhebt sich eine stolze Burg, deren Ruinen sich fast unmittelbar bis an die Stadt heran



Elsässische Druckerei, Strassburg.



erstrecken. Mitten durch den Ort fließt die Weiss. Bei diesen oberelsässischen Flüssen, deren natürliches Bett durchweg mit grobem Granitgeröll, den abgeschwemmten Trümmern der benachbarten Berge angefüllt ist, möchte man in der Regel meinen, dass sie fast gar kein Wasser haben; in Wirklichkeit ist aber dies fast immer nur von seinem natürlichen Laufe abgeleitet, um die zahlreichen Fabrikkanäle zu speisen. Trotz der gewöhnlichen Wasserarmut ist aber kaum ein packenderes Landschaftsbild zu denken als der Blick von der oberen Brücke zu Kaysersberg. Schon die befestigte Brücke selbst ist überaus merkwürdig: sie hat eine Brustwehr aus hohen Mauern mit Schiessscharten, und eine Art von Kapelle ist in ein altes Türmchen hineingebaut, das sich auf dem mittleren Pfeiler erhebt. Die Strasse, die hier eine scharfe Biegung macht, weist ringsum alte Häuser auf, die sich durch malerischen Fachwerkbau und hübsch gearbeitete Balkone auszeichnen; darüber ragen die gewaltigen Ruinen der Burg empor, mit einem mächtigen, runden Thurm und langgestreckten, stattlichen Mauern. Das ist wahrlich ein Anblick, den man so leicht nicht wieder vergisst, ein Stimmungsbild, bei dem alle Einzelzüge so merkwürdig zusammenpassen, dass hier längst vergangene Jahrhunderte wieder lebendig zu werden scheinen.

Hier in Kaysersberg befindet sich in dem Hofe eines Renaissancehauses ein hübscher Wandbrunnen, der folgende originelle Aufschrift trägt:

Drincks Tu Waser in Deim Kragen
 Über Disch es kält den Magen
 Drink mäsig alten subtilen Wein
 Rath ich und lass Mich Wasser sein.

Mathias Hiffel MDCXVIII, Elisabeth Bircklerin.

Und eine weitere Inschrift treffen wir an dem Rathause an:

Dem Heiligen Reich ist dieses Haus
 Zu Lob und Ehrgemacht aus
 Darin die Wahr Gerechtikeit
 Gehalten wird zuo ieder Zeit.

1604.

Wieder ein anderes Bild bietet uns Ammerschweier. Neben prächtigen Türmen, monumentalen Thoren und sehr alten Häusern erhebt

sich hier eine Masse hübscher Bauten aus dem vorigen Jahrhundert, mit grossen ruhigen Fassaden, die zahlreiche wohlgeordnete Fenster über den Luftlöchern der geräumigen, gewölbten Keller aufweisen. In diesem kleinen Städtchen hat sich allem Anschein nach um die Wende des 19. Jahrhunderts die Bewegung vollzogen, die sich in Reichenweier schon zu Ende des 16. abgepielt hat, dass nämlich die Einwohner von einer wahren Bauleidenschaft erfasst wurden. Unschwer liesse sich wohl in jedem Einzelfalle feststellen, welche Umstände zu dem Ausbruch eines solchen Baufiebers geführt haben. Manchmal hat eine Feuersbrunst oder ein Krieg einen Teil der Stadt in Asche gelegt; von Zeit zu Zeit brachte auch das einfache Gesetz des allgemeinen Fortschrittes die Bevölkerung dazu, andere Ansprüche an die Wohnräume zu stellen als früher; gelegentlich aber hat auch nur der Neid und die Eifersucht, es ebensogut oder noch besser zu machen als die Nachbarn, die allgemeine Baulust entfesselt.

Diese Bauten wurden meist mit frischem Mute und grossem Vertrauen unternommen. Wenn aber dann die Rechnungen zu bezahlen waren, da blieben den Bauherren manchesmal recht unangenehme Ueberraschungen nicht erspart. Davon zeugen die gelegentlichen Inschriften an alten und neuen Häusern, deren eine zum Beispiel folgenden Wortlaut hat:

Bauen ist eine Lust
Aber was es kostet, hab ich nicht gewusst.

Wir möchten nun diese an Merkwürdigkeiten so reiche Gegend nicht gerne verlassen, ohne noch der Kirchen von Sigolsheim und Hunaweier mit einigen Worten gedacht zu haben.

Die erstere stammt aus dem 12. Jahrhundert und besitzt ein sehr beachtenswertes Portal, dessen Bogenfeld Christus auf dem Throne sitzend aufweist, umgeben von den beiden Patronen der Kirche: rechts der heilige Petrus und links der heilige Paulus. Neben den beiden Heiligen aber knien noch zwei kleine Figuren, neben Petrus ein Ritter mit einem Geldbeutel am Gürtel, neben Paulus ein Weinbauer mit einem Weinfass. Den Kunstwert dieser alten Figuren wollen wir dahin gestellt sein lassen; wir gedenken

ihrer an dieser Stelle nur deshalb, weil sie uns beweisen, dass thatsächlich schon in jener fernen Zeit der Weinbau im Elsass gepflegt worden ist.

Aus anderm Grunde verdient die Kirche von Hunaweier eine besondere Beachtung: sie ist das prächtigste Beispiel einer befestigten Kirche, das mir im Elsass bekannt ist. Sie liegt ausserhalb der Ortschaft auf einer kleinen Anhöhe und hat an und für sich nichts Bemerkenswertes mehr aufzuweisen. Es ist eine Simultankirche, die abwechselnd den beiden Konfessionen, dem katholischen und dem protestantischen Gottesdienste dient. Aber der von der Kirche getrennt stehende Turm hat ganz das Aussehen eines mächtigen Bergfrieds, ausgestattet mit kleinen Oeffnungen, die an Schiesscharten erinnern; das gewaltige viereckige Bauwerk könnte ebenso gut oder wohl noch besser im Hofe einer trotzigen Burg stehen als hier neben einer Kirche. Das Merkwürdigste endlich ist, dass die Kirche ringsum von zwei Umfassungsmauern umgeben ist, mit halbkreisrunden Basteien und besonderen Eingangsthoren. Der von den Mauern eingeschlossene Raum dient als Friedhof, und zwar der äussere Teil für die Protestanten, der innere, unmittelbar um die Kirche herum, für die Katholiken.

Der Gedanke, die Kirche mit dem umliegenden Friedhofe zu einer kleinen Festung umzugestalten, mochte der Bevölkerung, die unser Land im Mittelalter bewohnte, eigentlich recht nahe liegen. Das Gotteshaus mit seinem hochragenden Turm bot jederzeit einen besonders günstigen Beobachtungspunkt dar. Andererseits barg es oftmals in seinem Archiv Urkunden, die für die Gemeinde von besonderer Wichtigkeit waren und also vor allem gegen feindliche Hände geschützt werden mussten. Endlich stellte der Friedhof ein freies Feld dar, auf dem man mit Leichtigkeit die Verteidigungsmittel und die Munition unterbringen konnte, vorausgesetzt, dass er mit hinreichend starken und hohen Mauern umgeben war. Es ist denn auch zur Genüge aus der Geschichte bekannt, dass befestigte Kirchen und Friedhöfe mehr als einmal den Schauplatz für blutige Thaten abgegeben haben.

Endlich mag noch wiedergegeben sein, was Strobel über einen blutigen Vorgang erzählt, der sich im Jahr 1429 bei den Kämpfen der Stadt Strassburg gegen ihren Bischof Wilhelm von Diest abgespielt hat:

«Eine grässliche Kriegsscene fand in dem Gebiete des von Lichtenberg jenseits des Rheines statt. Es war im Jahr 1429, noch während der Belagerung von Oberkirch. Die von Strassburg waren über den Strom gezogen und hatten schon Linx nebst sieben andern Dörfern verbrannt, als sie nach Bischofsheim-am-Stege kamen und daselbst den Kirchhof mit einem Verhack umgeben fanden; der Kirchturm war überdies mit bewaffneten Bauern angefüllt. Diese wussten nicht genug Verwünschungen und Spottreden über die Strassburger auszustossen; auch schossen sie herab und töteten einen Edelmann. Als sie aufgefordert wurden, sich zu ergeben, weil sonst Kirche und Turm in Feuer aufgehen würden, stiessen sie allerlei höhnische Reden aus und verlachten die Drohung. Unglücklicherweise für die unbesonnenen Leute lag in dem Turm viel Speck, Schmalz u. s. w., und als die von Strassburg jetzt, nachdem sie den Verhack überschritten, die Kirche in Brand steckten, ergriff das Feuer diese fetten Materien und machte den oben Stehenden das Herunterkommen unmöglich: etliche sprangen herab und fielen sich tot, indem die unten Stehenden sie mit den Spiessen auffingen; bei sechzig andere mit allem im Turm gesammelten Vorrat wurden verbrannt, und was sich in der Kirche selbst vorfand, wurde eine Beute der Städter.»

Obgleich diese schreckliche Scene sich auf der andern Seite des Rheins abgespielt hat, habe ich sie doch unbedenklich hier wieder erzählt, da sie uns eine besonders ergreifende Vorstellung giebt, wie man gelegentlich das friedliche Gotteshaus und den der ewigen Ruhe gewidmeten Friedhof zu so weltlichen Dingen verwendet hat.

